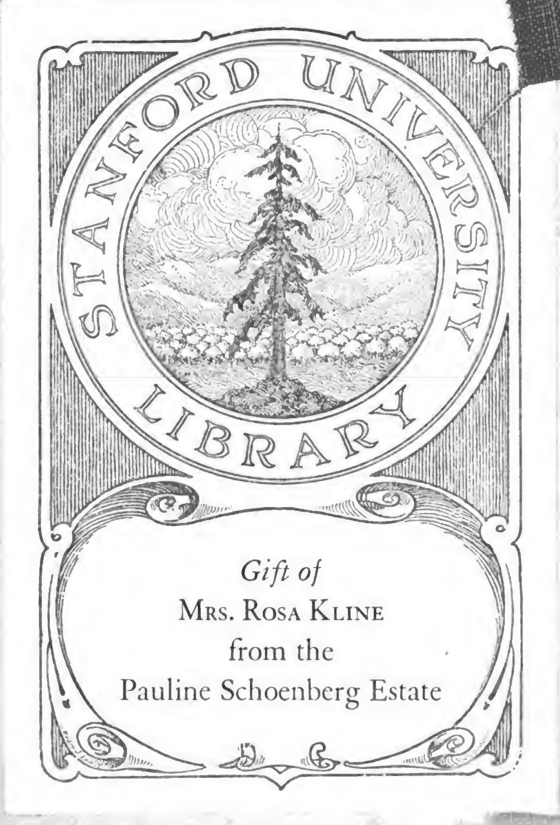
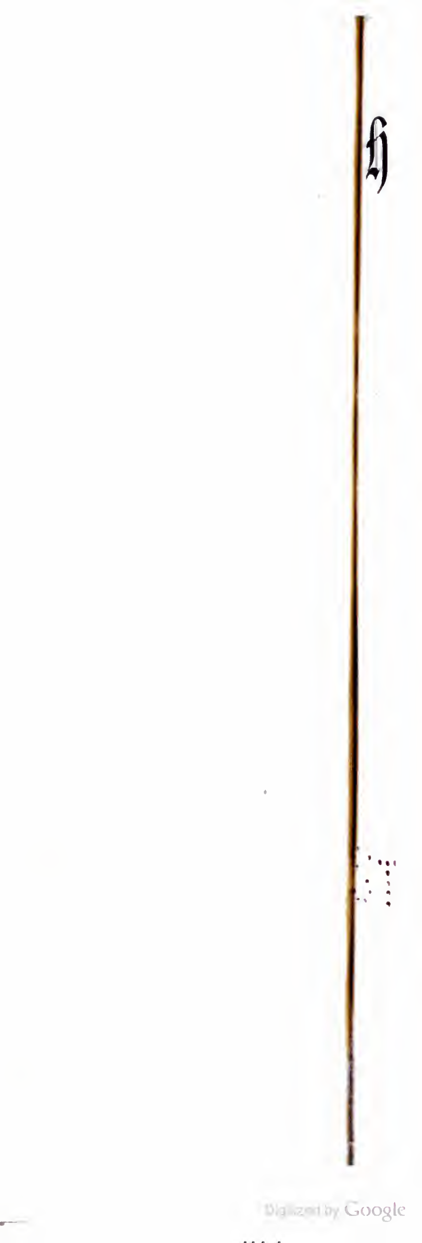

833.7 .M52H C.1
HerzenskLampfe. Novell
Stanford University Libraries
3 6105 048 203 272


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY



Herzenskämpfe.

Novellen und Skizzen

von

A. Mels.

Dritter Band.



Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1869.

Inhaltsverzeichniß.

Aus aller Herrn Länder.

Aus aller Herrn Länder.

Die Fräulein von St. Denis.

Erzählung aus dem Pariser Leben.

I.

„Ich kann es nicht glauben, daß Leonie gestern in Longchamps gewesen sei," sagte Madame Ducherrier, die Frau eines höheren Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zu ihrer Schwiegermutter, die so eben aus der Morgenzeitung den Bericht über die am vergangenen Tage vorgefallenen Tumulte, welche gewisse von Longchamps zurückkehrende Damen in einer der bevölkertsten Vorstädte von Paris begrüßt hatten, vorlas.

„Hum —" antwortete die alte Dame, „Leonie ist wohl fähig, um ihren Mann zu ärgern, sich so weit zu vergessen, und ihre neue Toilette in Longchamps zu zeigen, — eine Frau, die so wenig Rücksichten auf ihre Häuslichkeit nimmt, wie Ihre Busenfreundin, meine Liebe, — von der kann und darf man Alles erwarten!"

Die alte Dame brummte noch einige Phrasen, die ihre Schwiegertochter wahrscheinlich gar nicht mehr

hörte, denn sie hatte sich herumgedreht und unwillig ein Buch zur Hand genommen.

Madame Agathe Ducherrier war 25 Jahre alt; ohne eine Schönheit zu sein, besaß sie doch jenen pikanten Reiz in ihrem ganzen Wesen, der oft mehr fesselt, als wirkliche Schönheit. Ihre hohe, schlanke Figur hatte so wellenartige Bewegungen, ihre Augen so geistreiche, so tiefe Blicke, daß man gar leicht alles, was vielleicht tadelhaft in ihrem Aeußern war, vergaß. — Ueberhaupt findet man selten unter den Pariserinnen, pur sang, wirkliche Schönheiten, aber desto mehr jenes anziehende Wesen, das auf die Männer, und besonders auf Ausländer selten seine Wirkung verfehlt.

„Jetzt schmollen Sie wieder,“ fuhr die alte Frau fort, „weil ich das ganze Betragen meiner zweiten Schwiegertochter nicht recht finde; — wie gewöhnlich! — würde ich mit der heiligen Jungfrau — Gott verzeih' mir die Sünde — nicht zufrieden sein, würden Sie nichts dagegen einzuwenden haben — aber Madame Leonie Ducherrier, meine Frau Schwiegertochter — Gott soll sich erbarmen! — kaum erlauben Sie mir, sie anzusehen! — und doch, darf ich vielleicht fragen, warum Sie, die Sie doch Alles, was sie thut, zu billigen scheinen — warum Sie sie nicht nachahmen? — warum Sie gestern nicht in Longchamps gewesen sind, inmitten jener Damen, denen die braven, rechtschaffenen Arbeiter des Faubourg St. Antoine eine so derbe Lection gegeben haben?“

Die junge Frau schwieg immer noch, aber ihr Taschentuch, das sie hin- und herzog, konnte wohl am besten bezeugen, wie viel Ueberwindung ihr das Schweigen kostete. — Lange noch währten die Klagen der Schwiegermutter, und das unglückselige Taschentuch hätte große Gefahr gelaufen, in Stücken aus den Händen seiner Besitzerin zu kommen, wenn die Glocke, die vom Flure her erschallte, dem Gespräche oder vielmehr dem Streite nicht eine andere Wendung gegeben hätte.

Leise Schritte wurden auf den Teppichen des Vorzimmers vernommen, und herein trat ... Madame Leonie Ducherrier in Person. Agathe begrüßte ihre Schwägerin mit Bezeugungen innigster Freundschaft, warf aber zugleich einen verstohlenen Blick auf die Schwiegermutter, die sich langsam erhoben und mit feierlichem Schritte der Thüre zugewandt hatte. Leonie ließ die Hand der Freundin fallen und näherte sich der alten Dame:

„Wie geht es Ihnen, liebe Mama?“ fragte sie etwas verlegen.

„Ich danke,“ antwortete diese trocken — „ich bitte zu verzeihen, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe; Sie werden wahrscheinlich meine Abwesenheit nicht zu sehr fühlen, denn gewiß haben Sie Ihrer Frau Schwägerin interessante Neuigkeiten über den gestrigen Corso in Longchamps mitzutheilen, die aber mein Alter, wie Sie wohl begreifen werden, wenig interessiren!“

Mit diesen in schneidend kaltem Tone ausgesprochenen Worten verließ die alte Dame das Zimmer, nicht aber, ohne einen höhnischen Blick auf die erstaunt stehende Leonie geworfen zu haben.

„Was bedeutet denn das?" fragte Jene, als kaum die Thüre geschlossen war.

„Bist Du denn nicht gestern in Longchamps gewesen?" fragte Agathe.

„Behüte mich der Himmel," erwiderte Leonie, „wie kommst Du denn darauf?!"

„Nun, Mama erfuhr, daß Du gegen drei Uhr ausgefahren seiest; Dein Kammermädchen sagte, in großer Toilette, und Mama schloß, daß Du in Longchamps sein müßtest."

Leonie legte Hut und Shawl ab und setzte sich neben ihre Schwägerin.

„Der Schluß unserer Frau Schwiegermutter macht meinem Charakter wenig Ehre," sagte sie lächelnd, „doch glücklicherweise bin ich daran gewöhnt, von ihr verleumdet zu werden, und ich kann Dir's wahrhaftig beschwören, ich mache mir jetzt gar nichts mehr daraus."

Leonie konnte vielleicht ein oder zwei Jahre jünger sein, als ihre Freundin, und ihr Aeußeres bildete mit dem Agathe's den vollständigsten Contrast. Sie war vielleicht einen ganzen Kopf kleiner, als Jene, und das aschfarbige Blond ihrer Haare und Brauen, welche ihre dunkelblauen Augen beschatteten, gab ihrem Gesichte jenen unbestimmten Ausdruck von Schwärmerei

und Ironie zugleich, dem, wie man sagt, eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft zugetheilt ist. — Auch in ihren Toiletten unterschieden sich beide Schwägerinnen vollständig und waren ein schlagender Beweis der Kunst, mit der die Pariserinnen ihren eigenen Körper zu behandeln wissen. Ihre Kleider waren von der größten Einfachheit, aber so innig mit dem Charakter ihrer Reize verbunden, daß man sich gar nicht hätte vorstellen können, daß eine von ihnen je eine andere Façon, eine andere Farbe oder einen andern Stoff hätte tragen können.

Agathe strich mit der Hand über die Stirn der Freundin.

„Ich muß Dich um Verzeihung bitten, Leonie,“ sagte sie, „Dich heute nicht so wie gewöhnlich vertheidigt zu haben; ich schwieg fast bei all ihren Klagen über Deinen Leichtsinn, aber ich sah einem Streite ohne Ende entgegen — und meine Nerven sind so schmerzhaft aufgeregt, daß es mir rathsam schien, Alles aufzubieten, um mit unserer Schwiegermutter heute nicht anzubinden.“

Leonie zuckte mit den Schultern.

„Lasse sie sagen, was sie will,“ erwiderte sie ernst, „sie kann Dein und mein Schicksal nicht verschlechtern, noch verbessern; Du bist die Unglücklichere, denn Du bist gezwungen, Dein ganzes Leben mit ihr zu verbringen, ich sehe sie ja nur zwei oder drei Male wöchentlich, Du aber tagtäglich — arme Agathe!“

Eine kurze Pause trat ein, während der die bei-

den jungen Frauen sich traurig ansahen; ihre Hände lagen ineinander, ein Ausdruck unaussprechlicher Wehmuth lag in beider Blicken, sie schienen Trost und Hoffnung eine der andern aus den Augen zu saugen, und man hätte schwören mögen, daß in diesem Augenblicke das Leben der einen mit dem der andern erlöschen würde, sollte nur irgend etwas sie trennen.

„Wie lange sind wir jetzt Freundinnen — Schwestern?“ fragte Leonie endlich.

„Zwölf Jahre,“ antwortete Agathe. „Du warst elf Jahre alt, als man Dich nach St. Denis brachte, und ich dreizehn, als Du ankamst; ich gab Dir gleich einen Kuß, ohne Dich zu kennen, und als die Anderen die Neue necken wollten, bekamen sie es mit mir zu thun.“

„Ja, ganz recht“ — fuhr Leonie fort, „und als ich am ersten Abend in meinem Bettchen schluchzte, mich von dem Vater getrennt zu sehen, da kamst Du zu mir und sagtest: „Weine nicht mehr, morgen schenke ich Dir meine Puppe, und wenn die Großen Dich ärgern, sag's mir gleich.“.

„Und später, Leonie,“ seufzte Agathe, „als die Puppen nicht mehr unser Trost waren, als wir, im Parke umhergehend, für unsere Zukunft Luftschlösser bauten und uns Ideale erschufen...“

Beide Frauen sahen sich wieder schweigend an, große Thränen liefen jetzt über Agathe's Wangen, ohne daß ihr Gesicht jene krampfhaften Zuckungen des Weinens hatte, welche die schönsten Gesichter verzerren.

Es lag etwas so unaussprechlich Trauriges in den stillen Thränen der Einen, in dem vor Wehmuth fast geschlossenen Auge der Andern, daß die Feder unfähig wäre, dieses so einfache Bild, in dem zwei verfehlte Leben zu liegen schienen, getreu wiederzugeben.

Leonie ermannte sich zuerst, sie ließ die Hände der Freundin fallen und setzte sich an's Clavier. — Einige volle, traurige Accorde ertönten unter ihren Fingern, aber plötzlich, als wenn sie sich mit Gewalt aus dieser Stimmung herausreißen wollte, erscholl einer jener von Heiterkeit und Lebenslust überschäumenden Bolero, der, mit einer fabelhaften Fingerfertigkeit gespielt, das ganze Haus mit seinen tollen Tönen und seinen phantastischen Sprüngen erfüllte.

* *
*

Es wird wenige von unseren Lesern geben, die nicht von der Kaiserlichen Mädchen-Erziehungsanstalt von St. Denis oder, wie es im officiellen Style heißt, „das Kaiserliche Haus der Ehrenlegion" gehört und sich entsonnen haben, daß dieses, von Madame de Maintenon unter Ludwig XIV. gestiftete Institut, welches damals den Namen St. Cyr trug, den Zweck hatte, armen Edelfräulein eine ihrem Blute und Namen gemäße Erziehung zu ertheilen. Man weiß, mit welcher Gunst das Publikum die neue Schöpfung der frömmelnden Freundin des bekehrten Königs annahm, und wie Racine seine beiden Meisterwerke, Athalie und Esther, von den Fräulein von St. Cyr aufführen ließ.

Die Revolution räumte schnell diese Anstalt fort, jedoch der Kaiser, von einer großen Idee, der Stiftung seines Ordens der Ehrenlegion, bewogen, gab ihr eine neue Einrichtung und legte die Grundregeln, auf denen sie noch heute fortbesteht. Die Töchter eines Ritters der Ehrenlegion, welcher Officiersrang und sein Kreuz im Militärdienst erworben hat — sei er nun Secondelieutenant oder Marschall von Frankreich — werden vom Staate, den Vermögensverhältnissen des Vaters gemäß, entweder ganz frei oder gegen eine unbedeutende Bezahlung erzogen.*)

Es giebt wohl keine vollständigere Erziehung, wie die der jungen Damen, welche in St. Denis ihre ersten Lebensjahre verbringen; der Staat bezahlt mit vollem Interesse an den Kindern die Schuld, welche ihm die Tapferkeit der Väter auferlegt hat!

Keine Fürstin kann sich rühmen, ihren Töchtern eine geistig höhere Erziehung angedeihen zu lassen, als die, welche der Staat jenen, oft aus den untersten Klassen des Volkes entsprungenen Mädchen ertheilt.

Wenn die Natur diesen jungen Damen noch Schönheit verliehen hat, so werden sie ohne Zweifel in kurzer Zeit Königinnen der Salons, in die man sie einführt, und durch ihr Wissen, ihr feines Betragen, ihre mannigfaltigen Talente machen sie in

*) Ein gleiches weibliches Erziehungsinstitut besteht für Töchter von Soldaten und Unterofficieren, die Ritter der Ehrenlegion sind, in Ecouen in der Normandie; für die Söhne aller Militärs wird in den Cadettenhäusern gesorgt.

jeglichem Kreise, in dem sie sich bewegen, dem Staate und ihren Erzieherinnen die größte Ehre.

Jedoch . . . auch hier wirft die Schattenseite ein vernichtendes Dunkel auf das glänzende Aeußere der kaiserlichen Schöpfung! —

Die Töchter der Generäle und Obristen vertauschen die luxuriösen Säle von St. Denis mit den eleganten Salons ihrer Eltern, und diese so treffliche Erziehung findet auf den Bällen des nächsten Winters gleich ihre Anwendung! Aber wenn wir weiter in der Militär-Hierarchie hinuntersteigen, wenn wir sehen, wie der mit 1200 Frs. pensionirte Lieutenant seine geliebte Tochter aus dem kaiserlichen Institute in seine Dachwohnung holt, wo sie vielleicht sein ganzes Haus zu führen bestimmt ist, wo sie vielleicht bei unmündigen Geschwistern die Stelle der zu früh verstorbenen Mutter vertreten soll, — ja, dann müssen wir diese sanften, weißen Hände bedauern, innigst bedauern, die Jahre lang nur sich auf den Tasten der besten Flügel von Pleyel, oder mit dem Malerpinsel und der Feder beschäftigt hatten, und die jetzt die niedrigsten Arbeiten eines Hausstandes zu verrichten verurtheilt sind.

Wir glauben uns wenig zu täuschen, wenn wir die Zahl der jungen Damen, die St. Denis verlassen, und die das elterliche Haus in sehr gedrückten Verhältnissen betreten, jährlich auf dreißig schätzen. Einige von ihnen bringen ihre Erziehung als Mitgift ihrem

zukünftigen Manne mit, und das sind im gewöhnlichsten Falle die Glücklichsten.

Andere — und das sind die meisten, heirathen Männer, die in geistiger Beziehung weit unter ihnen stehen, die ihnen nicht einmal als Ersatz die Freuden des Lebens bieten können, und bei denen sie gezwungen sind, jene geisttödtenden Beschäftigungen, denen sie zu entfliehen glaubten, fortzusetzen.

Eine dritte Klasse — doch sie ist in großer Minorität — begreift muthvoll, daß ihr Leben ein Dulderleben sei. Mit stoischer Kraft unterdrückt sie jene wallenden Forderungen nach Glück, denen achtzehnjährige Herzen so oft unterliegen, sie weiht sich ganz und gar einem kalten Pflichtgefühle, verkauft ihr Piano, wirft ihren Farbenkasten in's Feuer und verschenkt ihre Bücher, um sich ganz der häuslichen Erziehung ihrer Geschwister und der Pflege ihrer Eltern zu widmen. Diese Wenigen enden gewöhnlich in einem Kloster, oder als Betschwestern, oder als Lehrerinnen ihr im Frühlinge schon verdorrtes Leben.

Andere endlich ... Eine der geistreichsten Frauen des vorigen Jahrhunderts schrieb in ihren Memoiren: „Wenn den Männern ihr ausschweifendes Leben lästig zu werden anfängt, sind sie glücklich, wenn sie in der ihnen ebenbürtigen Gesellschaft Frauen finden, bei denen auch ihr Geist und ihr Herz Befriedigung findet."

Heute zu Tage haben die Männer in dem ausschweifendsten aller Leben, dem Pariser Weltmanns-

leben, eben so viel, vielleicht mehr Befriedigung für Geist und Herz, als in ihrem weiblichen Familienkreise, und das ist wohl der wahre Grund, weshalb die häuslichen Bande im heutigen Frankreich so erschlafft sind.

Würde unser Leser einen Blick in eine vor Kurzem erschienene Statistik jener Pariser Damenwelt, die ein geistreicher Schriftsteller „le monde interlope“ nennt, werfen können, er würde erstaunt sein, wie stark das „kaiserliche Haus der Ehrenlegion“, die beste Erziehungsanstalt in ganz Frankreich, in den Phalangen der modernen Lais vertreten ist.

* *
*

Agathe und Leonie, die Frauen der Gebrüder Ducherrier, Beide Töchter von pensionirten Hauptleuten, waren, wie unsere Leser aus dem Gespräche, dem sie bei dem Beginne dieser Erzählung beigewohnt, ersehen haben werden, in St. Denis erzogen.

Ein gegenseitiges inniges, tiefes Freundschaftsgefühl, wie man es fast nie bei Frauen findet, hatte die beiden jungen Mädchen durch die ersten Jahre des Erblühens geleitet und ihren etwas leichtfertigen Charakteren einen Anhauch von sanfter Schwermuth gegeben, der in jener Epoche des Lebens sich so tief einprägt, daß man ihn gewöhnlich für ewig behält.

Agathe verließ das Institut zuerst, und bald ward Leonie's Vater gezwungen, auch seine Tochter der Anstalt zu entziehen, denn die Sehnsucht, die sie

nach der Freundin empfand, war so stark, daß ihre Gesundheit darunter litt.

Die Väter der beiden Mädchen kannten sich nur oberflächlich, wurden aber durch die Freundschaft ihrer Töchter näher mit einander verbunden. Leonie war das einzige Kind ihres Vaters, Agathe jedoch hatte einen Bruder, der sich Jahre lang bemüht hatte, einen Platz in einem Ministerium zu bekommen, und der, als Agathe das Institut von St. Denis verließ, das Ziel seiner Wünsche endlich erreicht hatte.

Zwei Jahre noch hatten die beiden Familien ein ruhiges Leben geführt, als ein Vorfall sich ereignete, der dem Leben der beiden Mädchen eine ganz andere Wendung gab.

Der Vater Leonie's, der Hauptmann Pontigny, war im letzten Semester nicht mit seiner Pension ausgekommen und war gezwungen gewesen, bei einem Kameraden anzufragen, wo denn solche Leute zu finden wären, die einem ehrlichen Manne gegen so und so viele Procente Zinsen aus der Verlegenheit helfen. Der Kamerad, der sich wahrscheinlich schon öfter in solcher Verlegenheit befunden hatte, wies den Hauptmann an einen Herrn Xavier Ducherrier, welcher am Quai aux fleurs wohnte.

Dem alten Soldaten ward schwüler zu Muthe, da er die Treppen hinaufstieg, als im Augenblicke, wo die Marokkaner bei Isly sein Carré chargirten; und als ihn ein elegant gekleideter Diener in ein mit sehr vielem Geschmacke meublirtes Boudoir ein=

führte, glaubte er gewiß, sich getäuscht zu haben, und wollte schon einen eintretenden, nach der neuesten Mode gekleideten, noch in den besten Jahren sich befindenden Herrn um Verzeihung bitten, als dieser ihm sehr gelassen sagte:

„Der Major Charvant hat mir von Ihrem Wunsche Mittheilung gemacht, und es freut mich sehr, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können."

Bei diesen Worten zog der Herr Ducherrier eine elegante Damenbörse aus der Tasche und zählte dem verblüfften Hauptmann 150 Franken auf den Tisch, nahm dann aus einem jener so reizend geschnitzten Secretäre, die man im Magazin von Tahan bewundert, ein Wechselschema, schrieb einige Zeilen darauf und übergab dem noch nicht zu Worte gekommenen Hauptmann einen ciselirten Federhalter und bat ihn mit einer höflichen Verbeugung, zu unterschreiben. Der ehrliche Hauptmann hätte sich in seine Seele geschämt, hätte er nur einen Augenblick daran gedacht, diesem so freundlichen Herrn irgend eine Bemerkung zu machen. Er unterschrieb, obgleich er sehr wohl sah, daß der in einem Monate zahlbare Wechsel auf 200 Frs. lautete. Kaum war es geschehen, als Herr Ducherrier mit einer zweiten, nicht minder höflichen Verbeugung den Wechsel zu sich steckte, dem Hauptmann eine Cigarre anbot, sich zu ihm auf das Sopha setzte und mit ihm von den Tagesneuigkeiten ganz unbefangen zu plaudern anfing.

Mögen unsere Leser sich nicht einbilden, daß in

dem heutigen Paris der von uns citirte Fall eine Ausnahme der allgemeinen Regel sei. — Der classische Wucherer mit dem schmutzigen Rocke und der grünen Brille ist verschwunden und hat dem Dandy Platz gemacht, der über Musik spricht und in weißen Handschuhen des Abends sich über den Rand einer Loge in der italienischen Oper lehnt.

Man erzählt sogar von einem Schriftsteller, der mit diesem Handwerke mehr als mit der Feder verdiente — und es war auf kritischem Felde eine der besten Federn des Journalismus.

Am Ende des Monats bezahlte der Hauptmann Pontigny pünktlich den Wechsel von 200 Frs., fand sich aber nach einigen Wochen wieder in einer Lage, wo er der Hilfe des Herrn Ducherrier bedurfte; da ihn aber eine alte Wunde, an der er häufig litt, am Ausgehen verhinderte, so schrieb er einige Zeilen an den gefälligen Herrn, der mit fünfundzwanzig Procent Zinsen monatlich alten Hauptleuten aus der Noth half.

Herr Ducherrier war ein sehr feiner, liebenswürdiger Mann; er kam schon am nächsten Tage in einem eleganten Tilbury vorgefahren, erkundigte sich mit vielem Gefühle nach dem Befinden des braven Capitains, sprach von der Nothwendigkeit, den Kammern einen neuen Gesetzentwurf, der die Pensionen der Officiere erhöhte, vorzulegen, ereiferte sich über die Undankbarkeit des Landes, dem ein Militär sein ganzes Leben opfert, und verschwendete bei der Unter=

haltung so viel Geist, daß der brummende Capitain, nachdem er fort war, meinte, er berechne wahrscheinlich seinen Esprit bei den Zinsen mit, denn dieses Mal waren dieselben von fünfundzwanzig auf dreißig Procent gestiegen.

Herr Ducherrier, obgleich er oft wiederholte, daß er wenig von Geschäften verstehe und nur für geistige Genüsse lebe, war in Allem ein Gegentheil von anderen Wucherern, er erhöhte die Interessen Derer, die ihm pünktlich bezahlten. Es schien, als sehe er vorher, daß für Diejenigen, die ihm einmal in die Hände gefallen waren und die lange darin blieben, der Augenblick nahe sei, wo sie gänzlich insolvent würden, und er wollte den letzten Verlust, den er vorhersah, doch wenigstens zuvor einige zwanzig Male verdient haben. — Wer hätte ihm das auch verdenken können, noch zumal da er seine Höflichkeit und seine geistvollen Plaudereien über Kunst umsonst mit in den Kauf gab.

Diese Scenen wiederholten sich oft, zumal da der Hauptmann oft krank war, und am Ende des Jahres schuldete er dem Herrn Ducherrier die Summe von 1500 Frs., d. h. ein ganzes Jahr seiner Pension.

Jetzt sah der alte Soldat erst ein, in welche Klauen er gefallen war; er begriff seine ganze verzweifelte Lage in einem Augenblicke — er sah sich mit seiner Tochter hilflos dem Elende preisgegeben und wußte keine Rettung. Man weiß, daß gewöhnlich Leute, die jedes physische Leiden stoisch zu ertragen vermögen, keinem großen moralischen Schmerze ge-

wachsen sind, daß sie oft kleinmüthig werden und zu jedem sich darbietenden Mittel die Zuflucht nehmen, um aus der peinlichen Lage, in die sie gerathen sind, einen Ausweg zu finden. —

Eines Tages erzählte der Herr Ducherrier dem Hauptmanne, daß er noch an Ehre glaube, da noch nie einer seiner Schuldner ihn um sein Geld gebracht hätte — unsere Leser wissen, wie schwierig das bei seinem System war.

„So!" rief der Hauptmann, von einer plötzlichen verzweiflungsvollen Wuth ergriffen. „So? Dann werden Sie es jetzt sehen!"

Er sprang in ein Nebenzimmer, das er hinter sich verschloß. — Zwei Minuten später fiel ein Schuß. ... Der Hauptmann Pontigny, um den Herrn Ducherrier um sein Geld zu bringen, hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt! — —

* * *

Während der Geschäftsverbindung des Herrn Ducherrier mit dem Hauptmann Pontigny, die auf so tragische Weise aufgelöst ward, hatte Leonie oft den Erstern im Hause ihres Vaters gesehen und sich gerne mit ihm unterhalten, denn er wußte alle Pariser Neuigkeiten, besuchte alle Bälle und Theater und hatte Eingang in die Salons der großen Welt, welche der Tochter eines pensionirten Hauptmanns wie ein verbotenes Paradies erschienen. Einmal hatte er sogar dem jungen Mädchen einen Dienst erwiesen, für den sie ihm von ganzem Herzen dankbar war.

Er hatte seinem Bruder, dem Herrn Franz Ducherrier, welcher als Souschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten fungirte, den jungen Letourneur, Agathens Bruder, warm empfohlen, und der junge Mann hatte in Folge dieser Empfehlung ein ziemlich schnelles Avancement gehabt.

Leonie wußte nichts von den Geschäften, die der Herr Ducherrier mit ihrem Vater zu verhandeln hatte, und sah in ihm nur eine angenehme Bekanntschaft, die man nicht gern verliert. —

Am Tage des Todes ihres Vaters befand sich Leonie bei Agathe, und beide junge Mädchen verbrachten wie gewöhnlich die Zeit mit Lesen, Zeichnen und Musiciren; — keine von Beiden hatte die geringste Ahnung von dem, was die nächste Stunde bringen würde.

Herr Ducherrier ließ sich gegen 4 Uhr dem Hauptmann Letourneur melden, hatte mit diesem eine kurze Unterredung und empfahl sich schleunigst.

Einige Minuten später trat der alte Soldat in's Zimmer, wo die beiden Mädchen Hand in Hand glänzende Luftschlösser für ihre Zukunft bauten. Er trat ernst und bleich auf Leonie zu.

„Mein Fräulein," sagte er, „von heute an werde ich Sie meine Tochter nennen, denn Sie haben keinen Vater mehr!" — — —

Es wäre unnütz, die ersten Tage zu schildern, die Leonie im Hause des Hauptmanns Letourneur verbrachte, unnütz, den Schmerz, der ihr Herz er-

füllte, . . . solch einen Schmerz beschreiben zu wollen. Agathe verließ sie keinen Augenblick, und nie hat die zärtlichste Mutter das geliebteste Kind wohl so gepflegt, getröstet und gehütet, wie sie ihre verwaiste Freundin.

Als nach einigen Monaten eine gewisse Ruhe dem tobenden Schmerze gefolgt war, mußte Leonie an ihr zukünftiges Leben denken, denn sie kannte die Verhältnisse im Hause, das sie so gastlich aufgenommen, gar gut und begriff, daß sie für eine selbstständige Existenz zu sorgen habe.

Zu dieser Zeit erhielt sie eines Morgens ein Billet von Herrn Xavier Ducherrier, den sie seit der Katastrophe, die den Tod ihres Vaters herbeigeführt, fast vergessen hatte. Das Billet lautete:

Mein Fräulein!

Unter meinen Papieren fand ich neulich beiliegenden Wechsel von 1500 Frs., die mir Ihr verstorbener Vater schuldete. Er war vor einiger Zeit in Geldverlegenheit und wandte sich an mich; ich war glücklich, dem alten Ehrenmanne diesen Dienst erweisen zu können. Hätte er nur immer dieses Vertrauen zu mir gehabt, Sie könnten ihm heute noch Ihre ganze Zärtlichkeit weihen. Ich bitte Sie, mein Fräulein, diesen Wechsel aufzubewahren, bis es Ihnen möglich ist, mir die geborgte Summe wieder zu erstatten. Möge Ihnen mein Verfahren nicht fremdartig erscheinen, es ist ganz einfach; ich gebrauche vorläufig dies Geld nicht, aber da ich doch

ein Mensch bin und mir ein zufälliges Unglück zustoßen kann, so ist Ihrer Ruhe halber dieser Wechsel besser in Ihren Händen, als in den meinen. Sollten Sie, mein Fräulein, in Ihrem jetzt verwaisten Leben des Rathes, der Stütze eines aufrichtigen Freundes bedürfen, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß ich mich als einen der besten Freunde Ihres verstorbenen Vaters betrachtete.

Ergebenst

Xavier Ducherrier.

Dieser Brief traf Leonie schmerzlich; ihr Ehrgefühl wurde tief durch ihn gekränkt; sie begriff, daß der Augenblick des Entsagens herangenaht sei, daß das Fräulein von St. Denis verschwinden müsse, um der armen, hilflosen Waise den Platz einzuräumen. Demungeachtet konnte sie nicht umhin, die Generosität des Herrn Ducherrier anzuerkennen, und obgleich sie ihm den Wechsel zurücksandte, bat sie ihn doch, ihr Gelegenheit zu geben, durch einen Besuch im Hause Letourneur ihm persönlich zu danken.

Dieser Besuch fand statt und wiederholte sich oft. Agathe fühlte eine unwiderstehliche Abneigung gegen den Herrn Ducherrier, während Leonie sich oft durch sein Geplauder betäuben ließ.

Eines Tages bat Herr Xavier Ducherrier den Hauptmann um Erlaubniß, ihm seinen Bruder Franz vorstellen zu dürfen, und man kann leicht begreifen, mit welcher Bereitwilligkeit diese Erlaubniß ertheilt ward, da, wie unsere Leser bereits wissen, Herr Franz

Ducherrier der einflußreiche Chef des jungen Letourneur war.

Die Besuche der beiden Brüder wurden häufiger; Herr Franz war ein sehr religiöser und tief zu denken scheinender Mann, er stemmte sich in seinen Reden und Handlungen mit aller Kraft gegen die materiellen Tendenzen des Jahrhunderts, er suchte und fand, wie er sagte, nur Trost in der pünktlichen Ausführung seiner religiösen Pflichten; kurz, er schien einer jener wenigen Menschen zu sein, deren Mitwirkung in der Tragicomödie, die „das heutige sociale Leben" betitelt werden könnte, man sich nicht zu erklären weiß, denn sie gehören eher in ein Kloster, als in den Strudel eines Weltlebens, wie das von Paris.

Die Anschauungen der beiden jungen Mädchen über Herrn Franz Ducherrier wie über seinen Bruder waren sehr verschieden. Agathe hielt ihn für langweilig und pedantisch, während Leonie ihn unausstehlich fand und in ihren heiteren Stunden mit vieler Geschicklichkeit den Gang, die Stimme und die Bewegung des frömmelnden Herrn nachahmte.

Der Winter nahte sich seinem Ende, und noch hatte Leonie keinen festen Entschluß gefaßt, als eines Morgens zwei Briefe an den Hauptmann Letourneur kamen — der eine von Herrn Franz Ducherrier, der bei ihm um die Hand seiner Tochter Agathe anfragte, der andere von Herrn Xavier Ducherrier, der den Hauptmann bat, für ihn bei Leonie anzuhalten.

Es giebt Thatsachen im Leben eines jeglichen Menschen, die man unumstößlich als solche annehmen muß, ohne weiter den Gründen, die sie veranlaßt haben, nachzuforschen und sich nach reiflicher Ueberlegung für das Recht oder das Unrecht derselben zu entscheiden.

Beide Mädchen befanden sich nicht in der Lage, ein so glänzendes Anerbieten auszuschlagen. Sie willigten ein, obgleich sie, wie so viele ihrer Schwestern, ein anderes Glück geträumt hatten. So wurden sie die Frauen der Brüder Ducherrier, die ihre besonderen Gründe hatten, ihr Junggesellenleben aufzugeben und zwei arme Hauptmannstöchter zu wählen.

* * *

„Nein" — rief Leonie, sich plötzlich vom Clavier erhebend, „nein, keine Thränen! keine Verzweiflung! — Agathe, geliebte Agathe! komm, setze Dich zu mir — hier — gieb mir Deine Hand! So, nun sieh mir in's Auge! Weg mit dieser letzten Thräne, die noch in Deinen Wimpern zittert; meine Freundin, meine Schwester . . . schöpfe Muth . . . o, noch Thränen? Du bist feig — muthlos!"

Und sie schloß die Freundin fest in ihre Arme und küßte und liebkoste sie so lange, bis die Thränen verschwunden waren und ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen erschien.

„Und nun muß ich Dir erzählen, wo ich gestern in so großer Toilette war, daß mein Kammermädchen, dem ich gehörig die Epistel lesen werde — und meine

liebe Frau Schwiegermutter — Gott sei uns armen Sünderinnen gnädig — zur Vermuthung kamen, ich sei nach Longchamps gefahren."

„Wirklich, Leonie," seufzte Agathe, indem sie mit dem Taschentuche eine immer noch rebellische Thräne trocknete, „Du beherrschst uns Alle mit der Energie Deines Charakters und der Festigkeit Deines Willens; — ich verstehe nichts, als das Haupt zu beugen und zu weinen ... Du, Du scheinst Herrin immer und überall, und wenn ich Dein edles Herz nicht kennte, ich würde Dich oft nicht begreifen!"

„Und nicht einmal neugierig bist Du, zu wessen Ehren ich mein neues grünes Moiréekleid angezogen habe?" fuhr Leonie scherzend fort.

„Was weiß ich?" erwiderte Agathe, unwillkürlich lächelnd, „irgend eine Caprice hat wahrscheinlich in Deinem Gehirn gekeimt, und Du hast nicht geruht, bis Du sie befriedigt hattest ... wo kannst Du gewesen sein? Ich errathe es wahrhaftig nicht!"

Leonie fuhr in ihrem Bestreben, dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben, fort:

„Parbleu! mein Fräulein," rief sie, indem sie ihrem reizenden Gesichte einen mürrischen Ausdruck gab, „parbleu! Sie sind ein gutes Kind und entsinnen sich noch, daß es auf der Welt einen Major Charvant giebt!"

„Ich verstehe Dich nicht, Leonie."

„Höre doch zu, das ist nur der Anfang der Phrase, mit der mich der gute Major gestern begrüßte,

als ich hinfuhr, um ihm zu seinem Namenstage zu gratuliren."

„Also bei ihm bist Du gewesen?"

„Höre doch nur! „„Sacrebleu! mein Fräulein, giebt's was Neues bei Ihnen, daß Sie zu mir kommen? Denn ich — Gott soll mich ... wenn ich nicht lieber in die Hölle in großem Parademarsch einmarschire, als zu Ihnen nur mit der kleinsten Hälfte des Nagels meiner kleinen Zehe! Aber bezahlen soll er mir's doch!"" — „Wer, lieber Major?" fragte ich. — Er sah mich starr an. „„Wer? Geht Sie nichts an, Frau Naseweis!"" rief er, indem er mich auf die Stirn küßte und — mein Veilchenbouquet annahm."

„Leonie," fuhr plötzlich Agathe auf, „hast Du noch nicht bemerkt, wie wenig unsere Männer dem Major gewogen sind?"

„Nein, meine Liebe," antwortete diese, „im Gegentheil, mein Mann drängt in mich, so oft wie möglich den alten Freund meines Vaters zu besuchen, um ihm zu zeigen" ... ein eigenthümliches Lächeln schwebte um Leonie's Lippen ... „um ihm zu zeigen, wie glücklich ich sei."

Wieder trat eine Pause ein, wiederum verscheuchten andere immerwährend sich hervordrängende Gedanken die gleichgiltigen Plaudereien der beiden jungen Frauen.

Ein leises Klopfen an die Thür unterbrach jedoch bald ihr Schweigen; es war Agathe's Kammermäd-

chen, das ihrer Herrin einen Brief überbrachte, der ihm von einer Person übergeben worden, die auf Antwort wartete.

Agathe erbrach den Brief, und kaum hatte sie einen Blick auf die Unterschrift geworfen, als sie einen Schrei des freudigsten Erstaunens ausstieß.

„Leonie! Leonie!" rief sie, „komm, sieh, lies ... Pauline d'Artigny, unsere Freundin ... besinnst Du Dich? ... Sie schreibt mir ... wo ist sie? ... warum kommt sie nicht?"

„Pauline!" rief Leonie, „welches Glück, sie wiederzusehen! Das liebe, gute Mädchen, die Blume von St. Denis, wie sie die Vorsteherin nannte ... ist sie es selbst vielleicht, die unten wartet?"

„Ja, Madame," antwortete das Kammermädchen, „die Dame sitzt in einem Fiacre und wartet auf Bescheid."

„Schnell, schnell," riefen beide Frauen auf einmal, „bitte sie, herauf zu kommen!"

Das Kammermädchen verließ eilig das Zimmer.

„Wie freue ich mich," sagte Agathe, „endlich doch wieder einmal eine Gespielin unserer Jugend zu sehen. Das gute, brave Mädchen! — Doch was schreibt sie?"

Beide nahmen den Agathe's Händen entfallenen Brief und lasen zu gleicher Zeit folgende Zeilen:

Madame!

In der höchsten Noth, von Gott und Menschen verlassen, wende ich mich an Sie — Sie, die mir

fluchen müßten! Vielleicht werde ich bei Ihnen Hilfe finden! Letzte — und, nicht wahr? lächerliche Hoffnung der Verzweifelnden! Sie allein haben das Recht, mich zu verstoßen, ohne daß Gott Sie dafür zur Rechenschaft ziehen würde, deshalb vielleicht werden Sie es nicht thun!

Ihre Dienerin
Pauline d'Artigny.

Ohne Worte sahen sich die beiden Freundinnen an und wurden nur durch das Oeffnen der Thür aus ihrem namenlosen Erstaunen erweckt.

Von dem Kammermädchen geführt, trat ein bleiches, abgemagertes Mädchen herein, deren dürftige, aber sehr saubere Kleidung Spuren von vergangener Eleganz zeigten. Sie hatte ihre Augen niedergeschlagen und zitterte am ganzen Körper; an der Hand führte sie ein reizendes, vielleicht achtzehn Monate altes Kind.

„Pauline!" riefen Agathe und Leonie zu gleicher Zeit und flogen auf das bleiche Mädchen zu.

Diese hatte den Kopf in die Höhe gehoben, ein Hauch von Freude hatte die eingefallenen, blassen Wangen geröthet.

„Agathe, meine liebe, gute Agathe; meine Leonie, theure Freundinnen!" rief sie und streckte ihnen die Arme entgegen — aber sich plötzlich scheu im ganzen Zimmer umsehend:

„Wo ist denn aber Madame Franz Ducherrier?" stotterte sie.

„Das bin ich, meine Pauline!" rief Agathe.

Das bleiche Mädchen schien noch bleicher zu werden, sie bebte wie in einem Krampfanfall und streckte abwehrend die mageren Finger gegen die sich annähernde Agathe.

„Du! Du!" rief sie — „Du! Madame Ducherrier? . . . Du?" — und jedes ihrer Worte schien sie dem Vergehen näher zu bringen — „Du, Agathe? . . . Nun dann . . . da nimm! — Das ist Deines Mannes Kind — und ich — ich bin — es ist auch mein Kind!" —

Sie lag ohnmächtig am Boden.

II.

In den ersten Jahren des zweiten Kaiserreiches sah man Existenzen, die vorher nur in den mittleren Sphären der Gesellschaft sich bewegt hatten, sich plötzlich wie durch einen Zauberschlag bis zu den höchsten erheben. Die neue Regierung hatte sich gewaltsam von allen Traditionen des Vorhergegangenen losgesagt und einen Jeglichen mit offenen Armen empfangen, der ihr Energie und eine außergewöhnliche Capacität als Mitgift brachte. Man achtete wenig auf die Moralität des so plötzlich Emporgekommenen, man forderte von ihm nur zwei Dinge: Talent und den äußern Schein eines ziemlich leichten moralischen Wandels. Wehe denen, die dieses vergaßen! Mangel an

Talent wurde nur mit plötzlichem Verschwinden von der politischen Scene bestraft; jedoch die Blößen der moralischen Hülle wurden fast immer unbarmherzig der Oeffentlichkeit Preis gegeben. — Das zweite Kaiserreich hat seinen eifrigsten Anhängern nie verziehen, den Schein nicht bewahrt zu haben, und oft haben die ihm feindlichen Parteien diese Tendenz ausgebeutet, um diese oder jene Persönlichkeit zu bekämpfen und sie von irgend einem Posten zu entfernen. Besonders streng wachte die Regierung über die Häuslichkeit ihrer Creaturen, sie sah Alles und verzieh Alles; — jedoch bei dem geringsten Scandal, bei der kleinsten Scene, die aus dem Familienkreise in die Oeffentlichkeit überging, zog sie die beschützende Hand zurück, und der von ihr Verlassene mußte sich allein zu retten suchen. Ein einziger Fall könnte höchstens citirt werden, wo die Regierung sich energisch eines der höchsten Beamten annahm und ihn mit Ehrenbezeugungen und Titeln überhäufte im Augenblick, wo seine Häuslichkeit in ganz Frankreich zum Spott geworden war: — und gewiß noch heute sind viele Leute von allen Parteien überzeugt, daß selbst die despotischste der Regierungen, die heutige kaiserliche, es in Frankreich nicht gewagt hätte, der öffentlichen Meinung so entgegenzutreten, wenn sie nicht Beweise der Falschheit dieser Gerüchte in Händen gehabt hätte.

Ungefähr vier Jahre nach der Scene, die den ersten Theil dieser Erzählung beschloß, finden wir die

Gebrüder Ducherrier auf einem Höhepunkte in der Gesellschaft, zu dem sie selbst wohl nie zu gelangen glaubten. Herr Franz Ducherrier ist Staatsrath und präsidirt der Abtheilung für geistliche Angelegenheiten; Herr Xavier Ducherrier ist Director einer kaiserlichen Creditanstalt und Deputirter im Parlamente für ein südliches Departement.

Beide Brüder sind in ihrem Aeußern dieselben geblieben. Der Staatsrath geht mit bedächtigem Schritt jeden Morgen in die nächste Kirche, wo er hinter einem Pfeiler verborgen, und sich so viel wie möglich zu verheimlichen suchend, andächtig die Messe mit anhört; er beichtet viermal des Jahres, hat aber keinen stehenden Beichtvater, sondern geht bald zu diesem, bald zu jenem Geistlichen, den er gewöhnlich durch seine wahre Frömmigkeit und seine reichen Spenden erbaut. Er spricht nichts mehr, als von Religion, besucht aber alle Gesellschaften seines Standes, in denen er sich jedoch nicht wohl zu befinden scheint; seine Stimme hat einen sanften, leidenden Ton, der sehr für ihn einnimmt, und durch seine unbestreitbare Fähigkeit in den Regierungsgeschäften und seinen unbescholtenen Wandel steht ihm noch eine große Zukunft bevor.

Sein Bruder Xavier ist das Modell eines Lebemannes, der das Jahrhundert verstanden zu haben scheint und sich frei und offen zum Götzendienst des goldenen Kalbes bekannt und bald eine Hohepriesterstelle bei demselben erworben hat. Ist er so

reich, wie er zu sein scheint? — Man weiß es nicht; jedenfalls führt er ein im strengsten Sinne des Wortes großes Leben, und seine Bälle sind sogar von Gesandten und Ministern besucht. . . . In der Deputirtenkammer nimmt er eine hervorragende Stellung ein, denn auf finanziellem Boden stehen ihm wenige Deputirte gleich; er hat sogar einigemale die Regierung angegriffen, was seiner Unabhängigkeit die größte Ehre macht und ihm die besten Aussichten für die nächsten Neuwahlen giebt.

Beide Brüder, in einem Worte, haben sich im Kaiserreiche so feste Stellungen erworben, haben sich dermaßen mit dieser Regierungsform so zu sagen verzweigt, daß man ihnen leicht eine glänzende Zukunft versprechen kann.

Ihr ganzer Lebenswandel hat aber auch dazu beigetragen, ihren Fähigkeiten die öffentliche Achtung zu verschaffen. —

Wenn Leute durch Schriften und Worte eine philantropische Meinung verfechten, so ist das hoch und edel, jedoch wenn sie ebenso handeln, wie sie sprechen und schreiben, so erzwingen sie sich in heutiger Zeit die aufrichtigste Bewunderung. Herr Xavier Ducherrier, sagt der Ruf, hätte sich seit seiner frühesten Jugend von einer mitleidsvollen Hochachtung für alte Militärs hinreißen lassen; — er schrieb nicht allein eine Broschüre, um das Publikum für diese Klasse von Unglücklichen zu interessiren, er donnerte nicht allein von der Tribüne der Deputirtenkammer gegen das

System der Sparsamkeit, das die Budgetcommission im Capitel der Pensionen einzuführen suchte, sondern seine Börse, — sogar in früheren, schlechteren Zeiten, war immer diesen Armen geöffnet gewesen. Später hatte er die Tochter eines verarmten Officiers, der sich aus Elend erschossen hatte, geheirathet, hatte eine Art von Versicherungsbank für pensionirte Officiere gegründet, deren Hauptzweck war, zu verhindern, daß Wucherer diesen Unglücklichen das karge Stück Brod, welches ihnen eine hartherzige Regierung zum Danke für so viele dem Vaterlande geleistete Dienste gab, noch aus der Hand rissen. Er hatte sogar einen alten pensionirten Officier, den Major Charvant, den er in einer sehr peinlichen Lage gefunden, zu sich in's Haus genommen und behandelte ihn wie den theuersten seiner Verwandten. In den Reihen der Armee galt daher Herr Xavier Ducherrier für einen der edelsten Männer Frankreichs, und hunderte von Degen wären zu seiner Vertheidigung bereit gewesen, wenn es Jemandem — irgend einem Journalisten z. B., denn dieser Art von Leuten ist ja Nichts heilig! — eingefallen wäre, diesen Nimbus von reiner Menschenliebe verdunkeln zu wollen.

Daß Herr Franz Ducherrier sich von seinen hohen und schönen Gefühlen hatte hinreißen lassen, das schien der öffentlichen Meinung sehr begreifbar. Er war seinem Bruder gefolgt und hatte auf demselben Felde wie er seine philantropischen Gefühle kundgegeben. Auch er hatte die Tochter eines pensio=

nirten Officiers geheirathet und war der Wohlthäter der ganzen Familie geworden. Man erzählte sich von ihm einige Züge, die wirklich rührend sind. Seine Mutter war nach seiner Verheirathung zu ihm gezogen und lebte im besten und innigsten Verhältnisse mit ihrer Schwiegertochter, als ein Vorfall, der dem Charakter und dem Herzen des Staatsraths die größte Ehre machte, dieses so schöne Familienband zerriß. Der Bruder seiner Frau, ein junger Mann, dem er im Ministerium eine sehr vortheilhafte Stellung verschafft hatte, war vom Strudel der Jugend hingerissen worden und hatte sein junges Leben in Ausschweifungen vergeudet. Kurz vor seinem Tode, der durch ein Duell mit einem beleidigten Ehemanne herbeigeführt worden war, sah man zuerst ein etwa zweijähriges Kind im Hause des Staatsrathes, dessen sich die Frau des Hauses mit besonderer Sorgfalt annahm. Der Tod ihres jungen Bruders gab dem spähenden Publikum die Auflösung des Räthsels; es war aller Wahrscheinlichkeit nach sein Kind. Wenn auch besagtes Publikum die Handlungsweise des Herrn Ducherrier und seiner Frau entschieden billigte, so schien doch die alte Dame nicht damit einverstanden zu sein, denn sie verließ bald darauf das Haus ihres Sohnes und zog sich in die Provinz zurück. Der Staatsrath ließ sich nicht auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, aufhalten; kurz nach dem Tode des jungen Letourneur adoptirte er gerichtlich das Kind, welches unter der Pflege seiner würdigen Frau auf=

erzogen wurde. Diese, die wahrscheinlich, wie viele Andere, nicht vergessen hatte, daß sie auch einst arm und hilflos gewesen, nahm nach einiger Zeit eine ihrer Jugendfreundinnen, auch Tochter eines pensionirten Officiers, die mit ihr in St. Denis erzogen worden war und seitdem durch Privatstunden einen kümmerlichen Lebensunterhalt sich gewann, ein gewisses Fräulein Pauline d'Artigny, zu sich und beauftragte sie mit der Erziehung ihres Adoptivsohnes.

Das Alles erzählte man sich im Publikum, und das Alles trug viel, sehr viel dazu bei, um den Gebrüdern Ducherrier einen bedeutenden Platz in der hohen Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs einzuräumen.

Am Tage, an dem wir die vorhin unterbrochene Erzählung wieder aufnehmen, sehen wir die beiden Schwägerinnen in demselben Boudoir, in dem wir sie vor vier Jahren verließen. Es sind noch immer dieselben reizenden Erscheinungen, auf deren matt weißer Stirn vier Jahre spurlos vorübergegangen zu sein scheinen. Wir ließen sie muthlos und gegen die Verzweiflung, die nahe daran war, sich ihrer ganz und gar zu bemächtigen, mit allen ihren Kräften ringend, wir finden sie kräftig, frisch und blühend, beinahe würden wir sagen jünger wie früher, wieder. Agathe ist etwas stark geworden, was ihrer hohen Figur einen neuen Reiz verleiht; Leonie hat vielleicht das Schalkhafte ihres Aeußern eingebüßt, hat aber ein gewisses spöttisches Lächeln gewonnen, das wie eine Schlange um ihre Mundwinkel spielt und ihr

einen eigenthümlichen Ausdruck giebt. Sie hält in diesem Augenblicke eine mit Nummern überfüllte Liste in der Hand und zeigt gefällig ihrer Schwägerin die Berechnung.

„Sieh, Agathe," sagte sie, „dieser Monat war uns noch günstiger wie der vorige, wir haben einen Reinverdienst von 18,000 Franken, und hätte die Hausse noch zwei Tage länger gedauert, wir hätten sicherlich 30,000 gewonnen."

„War es Dir denn nicht möglich, Leonie, durch Herrn Xavier von der englischen Depesche, die die Baisse verursacht hat, in Kenntniß gesetzt zu sein?" fragte Agathe.

„Nein, meine Liebe," erwiderte diese, „Herr Xavier ist bis zum letzten Augenblicke ununterrichtet geblieben und trägt die Schuld nicht; dessenungeachtet habe ich einen imaginären Verlust von 4000 Frs. ihm angezeigt, und er hat sich beeilt, mir diese Summe am andern Morgen zu übersenden, also können wir diesen Monat auf 22,000 Frs. anschlagen."

Agathe lächelte der Freundin zu und machte eine Addition in ihrem Notizbuche.

„Wir müssen jetzt 280,000 Frs. liegen haben," sagte sie.

„Ja, ungefähr," seufzte Leonie — „es ist gar wenig."

„Siehst Du, Leonie," sagte Agathe gelassen, „es ist mir kaum möglich, mehr als 100 Louisd'or dem Herrn Franz Ducherrier monatlich abzufordern; denn

ich weiß, was ihm der Haushalt kostet. Du kannst vielleicht das Dreifache bekommen, und wenn wir in diesem Jahre Glück an der Börse haben, nun dann sind wir zum Ziele gelangt."

„Hm," sagte Leonie, „ich glaube, wir sind jetzt schon am Ziele ... ich langweile mich gar zu sehr ... es ist Geld genug, um ..."

Die Kammerfrau unterbrach sie in der Mitte ihrer Phrase.

„Herr Franz Ducherrier läßt um die Erlaubniß bitten, Madame einen Augenblick zu unterhalten —" meldete sie.

Leonie sah ihre Schwägerin erstaunt an, — diese zuckte mit den Schultern.

„Sagen Sie dem Herrn Franz Ducherrier, daß ich nicht zu sprechen bin ..." doch sich plötzlich besinnend, rief sie die davoneilende Kammerfrau zurück ... „oder führen Sie ihn ein," sagte sie.

„Was bedeutet das?" forschte Leonie, „Du ertheilst dem Herrn Franz Audienzen?"

„Was willst Du?" antwortete Agathe mit einem beißend spöttischen Lächeln, „ich sehne mich nach meinem Manne!

Ein lautes Gelächter begrüßte den so eben Eintretenden.

Es war eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Herr Franz Ducherrier, mit dem wir den Leser durch einige Züge seines Charakters, so wie durch mehrere Ereignisse seines Lebens theilweise schon bekannt ge=

macht haben. Er konnte sich in der Mitte der Fünfziger befinden, war aber sehr gut conservirt, und seine kurzen und ziemlich dicken Finger ließen ein stark entwickeltes Muskelsystem errathen. Seine breiten Schultern waren etwas nach vorne zusammengebeugt, und dieser Naturfehler gab seinem ganzen Wesen etwas Demüthiges, das sogar für ihn einnehmen konnte; sein Gesicht hatte jene mattgelbe Farbe der Männer, die eine lange Zeit des Tages am Schreibtische verbringen, und bekam einen eigenthümlich unheimlichen Ausdruck durch ein Paar ungemein starke Lippen, deren Frische ebensowohl mit der Gesichtsfarbe, als auch mit seinen ganz grauen Haaren den grellsten Contrast bildeten. Seine Nase war stark und gebogen, eine sogenannte Habichtsnase, und da seine Augen fast immer halb geschlossen waren, konnte man das Stechend-Lauernde derselben nicht erkennen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen, meine Damen," sagte er, nachdem das Gelächter Leonie's sich ein wenig gelegt, mit einer Stimme, die wirklich sanft und einnehmend klang.

„Was begehren Sie, mein Herr?" sagte Agathe, „Mehr als einmal schon habe ich Ihnen zu verstehen gegeben, wie unangenehm mir Ihre Besuche sind, und Sie gebeten, Sie möchten mir schriftlich Ihre Mittheilungen zukommen lassen — was begehren Sie?"

Ein leichtes Zittern der Brauen war das einzige Zeichen, daß dieser herbe Empfang einigen Ein-

druck auf ihn gemacht hatte; seine Stimme veränderte sich nicht, als er fortfuhr:

„Die Mittheilungen, die ich Ihnen heute zu machen habe, Madame, leiden keinen Aufschub, deshalb nahm ich mir die Freiheit, persönlich bei Ihnen zu erscheinen."

„Ich höre Ihnen zu," erwiderte Agathe kalt, „bitte Sie jedoch, sich kurz zu fassen."

„Im Ministerium sind Depeschen angekommen, die zur Voraussetzung führen, daß ein Einverständniß der europäischen Mächte gegen Frankreich in der *** Frage besteht."

„Werden die Zeitungen davon sprechen?" fragte Leonie.

„In einigen Tagen ganz gewiß," — erwiderte der Staatsrath.

Agathe nahm von ihrem Büreau ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen, zeigte sie Leonie, versiegelte sie und übergab sie dem Kammermädchen, das sie herbeigerufen, mit den Worten:

„Sogleich dem Herrn H..., Agent de change, zu überbringen," dann, sich zu ihrem Manne wendend, sagte sie: „Ich glaube jetzt von Ihrer Gegenwart befreit zu sein, mein Herr."

Der Staatsrath schien einen Entschluß gefaßt zu haben, mit dem er seit einigen Minuten sich schon zu beschäftigen schien; er nahm einen Stuhl und setzte sich der erstaunten Agathe gegenüber.

„Madame," sagte er, ohne daß der Ton seiner

Stimme die geringste Aenderung erlitten, „es ist wirklich Zeit, daß wir uns wieder einmal erklären ... wie wir es vor vier Jahren gethan; und ich bitte Sie, mir heute eben so gelassen zuzuhören, als ich es damals that.“

Agathe hatte sich erhoben und wollte, ohne ihren Mann einer Antwort zu würdigen, das Zimmer verlassen, als ein Blick Leonie's, den wahrscheinlich sie allein zu verstehen fähig war, sie traf und wahrscheinlich ihre Denkungsart änderte, denn sie setzte sich ruhig wieder und sagte:

„Ich höre Ihnen zu.“

Herr Franz Ducherrier schien den Blick Leonie's bemerkt zu haben, denn sich zu dieser wendend, sagte er:

„Sie haben Recht, Madame, es muß etwas Außergewöhnliches sein, das mich zu diesem Schritte bewogen, und es bleibt Ihnen immer Zeit übrig, mir den Rücken zuzuwenden, nachdem man gehört, was ich eigentlich will. ... Ihnen aber danke ich, Madame,“ fuhr er zu seiner Frau fort, „für die mir ertheilte Erlaubniß, und ich werde suchen, mich so kurz wie möglich zu fassen. — Vor vier Jahren, Madame, ereignete sich in unserer, wenn nicht glücklichen, doch ruhigen Ehe eine Begebenheit, die Sie, ich gestehe es, mit Recht gegen mich aufbrachte. Ich hatte gefehlt, hatte mich arg gegen Sie vergangen, und es war recht und billig, daß ich das Haupt vor der Strafe, der Buße, die Sie mir auferlegten, beugte; so nur — nur so, Madame, konnte Gott, die Welt

und Sie selbst mir einst verzeihen. Sie müssen mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und eingestehen, daß ich mich ohne Murren in alle Ihre Befehle fand."

Ein spöttisches Lächeln war die stumme Antwort Agathe's.

„Sie forderten die Entfernung meiner Mutter aus meinem Hause," fuhr der Staatsrath fort — „und so schwer dieses Opfer auch meinem Herzen ward — es wurde gebracht; Sie verlangten, daß das Kind, der lebendige Zeuge meines Falles, als Erbe in mein Haus käme — ich gehorchte. Sie forderten, daß Fräulein d'Artigny, um die Erziehung ihres Sohnes zu leiten, in mein Haus aufgenommen und dort auf dem Fuße einer Hausfreundin und nicht einer Fremden behandelt werde — Ihre Forderung ward erfüllt. Sie begehrten eine gänzliche, stillschweigende Trennung von dem Manne, dessen Namen Sie noch immer tragen — und auch hierin mußte ich Ihrem Wunsche nachgeben; jegliche Summe, die Sie von mir forderten, stand zu Ihrer Disposition; — mit einem Worte, Madame, wenn ich Ihnen vorhin bereitwillig eingestanden habe, daß mein Vergehen groß, sehr groß war, so bitte ich auch Sie, mir zuzugeben, daß ich Alles gethan habe, um mich mit Gott und meinem Gewissen wieder auszusöhnen und eine Verzeihung zu erringen, auf die mein ganzes Streben gerichtet ist."

„Sie vergessen in der Aufzählung Ihrer Penitenzen, mein Herr, eine der hauptsächlichsten," sagte Agathe mit kaltem Lächeln; „Sie theilten mir die von

der Regierung erhaltenen geheimen telegraphischen Depeschen mit, damit ich desto sicherer an der Börse speculiren könne ... Doch fahren Sie fort, lieber Herr, ich bereue es nicht, Ihnen erlaubt zu haben, mich zu unterhalten ... Sie sind äußerst interessant, mein Herr!"

Der Staatsrath wurde sehr bleich, blieb aber immer noch ruhig.

„Sie haben Recht, Madame," sagte er, „ich hätte das Haupt nicht so tief beugen sollen, selbst nicht vor meiner eigenen Schuld, bis zum Vergessen meiner heiligen Pflicht als Diener des Staates. Doch ich habe es gethan, und die Reue kommt zu spät. — Jetzt aber, Madame, finde ich, daß meine Rechnung bezahlt ist, und erkläre Ihnen, daß Alles, hören Sie, Alles sich in meinem Hause ändern wird und muß, und daß von heute ab ein neues Verhältniß zwischen uns Beiden eintreten wird."

Agathe hatte während der letzten Worte ihres Mannes häufig nach Leonie gesehen, und die beiden Freundinnen, gewohnt, eine in der andern Blicken zu lesen, schienen sich verständigt zu haben, denn kaum hatte Herr Franz Ducherrier geendet, als Agathe ihm mit der größten Ruhe antwortete:

„Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu heirathen, Herr Staatsrath, um einen alten, unvorsichtigen Freund unserer Familie, den Major Charvant, zum Schweigen zu bringen. Er, der unwillkürlich die Ursache zum Tode von Leonie's Vater war, besaß

ein Schreiben von Letzterem, worin er ihm einen Tag vor seinem Tode erzählte, wie er in die Klauen Ihres Herrn Bruders verstrickt sei. Der Major besaß außerdem noch eine große Anzahl Documente, die klar und deutlich bewiesen, daß die Herren Gebrüder Ducherrier — Wucherer waren. Er drohte, diese Documente, sowie den Brief des Verstorbenen der Oeffentlichkeit zu übergeben, und der daraus entstandene Scandal hätte zur nächsten Folge Ihre Entlassung aus dem Staatsdienste und die Entfernung Ihres Bruders aus jeglicher Gesellschaft gehabt, was eben so wenig ihm, als Ihnen zu passen schien, denn Sie wandten Beide Alles an, um den Major zu entwaffnen. — Ihr Bruder sandte Leonie den Wechsel ihres Vaters zurück, Sie verschafften meinem armen Bruder einen Platz im Ministerium, Sie boten dem Major Geld, viel Geld, er war durch Nichts befriedigt und drohte bei seiner Rückkunft von einer Reise nach Turin, Sie Beide zu entlarven. Während seiner Abwesenheit fiel Einer von Ihnen auf die Idee, um unsere Hand anzuhalten, sie wurde Ihnen zu Theil, und als der Major aus Italien kam, fand er uns als Ihre glücklichen Gattinnen. — Der gute alte Mann rieb sich die Hände vor Freuden, uns reich und hochgestellt zu sehen, und wünschte sich Glück, seiner ersten Inspiration, Sie öffentlich zu ohrfeigen und Ihren Bruder den Tribunalen zu überliefern, nicht gefolgt zu sein."

Agathe hielt einen Augenblick inne, der Staatsrath saß immer noch ruhig und gelassen da, obgleich

seine krampfhaft geballte Faust den Kampf bezeugte, der in seinem Innern vorging.

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst und gegen Ihre Freundin, Madame," sagte er, indem er zu lächeln versuchte, „warum nicht der Macht Ihrer Reize diese Verbindung zuschreiben, warum . . ."

Er wurde von der eintretenden Kammerfrau unterbrochen.

„Herr Xavier Ducherrier erwartet seit einer Viertelstunde den Herrn Staatsrath in seinem Cabinette," meldete diese.

„Er möge die Güte haben, sich hierher zu bemühen," rief Leonie, „wir erwarten ihn."

Die Kammerfrau verließ das Zimmer.

„Jetzt wird die Erklärung vollständig werden," fuhr Leonie fort, „und ich werde doch auch ein Wörtchen mitreden können."

Herr Xavier Ducherrier trat ein, grüßte erstaunt die beiden Damen und reichte mit einem forschenden Blicke seinem Bruder die Hand.

Man konnte den beiden Brüdern eine gewisse Familienähnlichkeit nicht absprechen, jedoch war der soeben Eingetretene in seinem Aeußern ganz das Gegentheil des Erstern. Er mochte wohl zehn Jahre jünger als dieser sein, und man sah ihm recht gut an, daß er noch Prätensionen besaß, den jungen Mann zu spielen, denn der Schnitt und die Farbe seiner Kleider, sowie überhaupt sein ganzes Wesen gaben Zeugniß davon. Er hatte eine schlanke, hohe Figur

und sehr zierliche, feine Bewegungen; es war ihm leicht anzusehen, daß er die besten Gesellschaften besuchte, während der Staatsrath ein gewisses Etwas in seinem Aeußern hatte, welches oft unwillkürlich überhand nahm und voraussetzen ließ, daß nicht alle seine Bekanntschaften der feinsten und elegantesten Welt angehörten.

„Ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen,“ sagte Leonie, „damit die Erklärung ihrer gegenseitigen Verhältnisse, die der Herr Staatsrath von seiner . . . von meiner Freundin verlangt, durch Ihre Gegenwart vervollständigt werde. Es fehlen nur noch der Major Charvant und Fräulein d'Artigny, und wir würden zu einer vollständigen Erläuterung kommen.“

„Ich verstehe nicht,“ sagte Herr Xavier, erstaunt sich an seinen Bruder wendend, „was Madame Ducherrier meint . . .“

„Soeben habe ich dem Herrn Staatsrath erzählt,“ sagte Agathe, „wie, durch die Drohungen des Majors eingeschüchtert, Einer von Ihnen auf den Gedanken kam, ihn durch eine Doppelheirath zum Schweigen zu bringen, und wie Ihnen dies gelang — setzen Sie sich, mein Herr, Leonie hat Recht, Sie fehlten bei der Unterhaltung.“

Herr Xavier Ducherrier nahm schweigend neben seinem Bruder Platz, nicht aber, ohne einen durchdringenden Blick auf ihn geworfen zu haben, den dieser mit einem Achselzucken erwiderte.

„Obgleich wir durch diese Heirath von einem drückenden Verhältnisse befreit wurden und eine lachende Zukunft vor Augen hatten," fuhr Agathe fort, „so kennen Sie uns wahrscheinlich zu gut, als daß wir Ihnen zu versichern brauchen, daß wir in keinem Falle darin eingewilligt hätten, hätten wir diejenigen, denen wir unser Leben übergeben sollten, gekannt."

„Der Mörder meines Vaters wurde mein Gemahl," unterbrach Leonie mit sprühenden Augen, „und nicht allein, daß mein Besitz ihm eine Wucherschuld zahlte, sondern er speculirte auch noch auf meine wenigen Reize, um zu seinem, mir damals unbekannten Ziele zu gelangen."

„Madame . . ." wollte Xavier sie unterbrechen.

„Schweigen Sie, mein Herr," rief Leonie, „der junge Prinz *** war ein Ehrenmann, er übergab mir den Brief, den Sie ihm schrieben, worin Sie ihn die Art und Weise, wie er mir gefallen könne, lehrten und ihn baten, bei seinem hohen Verwandten Fürsprache für Sie einzulegen . . . Sie sind ein Elender! Schweigen Sie! Ich besitze den Brief, so wie den meines Vaters an den Major Charvant."

Herr Xavier Ducherrier war todtenbleich, sein Bruder drückte die geballte Faust vor die Stirn.

„Zwei Jahre lang," fuhr Agathe in sehr ruhigem Tone fort, „zwei lange Jahre hatten wir dieses Bündniß ertragen, und obgleich wir sehr unglücklich waren, konnten wir doch nicht glauben, daß es Men=

schen gäbe, die in jeder Hinsicht als Auswurf der Menschheit zu betrachten sind, und daß gerade wir vom Schicksale verurtheilt wären, unser Leben an solche Menschen gefesselt zu sehen. — Das Auftreten des Fräulein d'Artigny ließ uns zuerst vermuthen, daß unser Loos noch bitterer wäre, als wir es dachten. Wir suchten Rath bei unserm alten Freunde, dem Major Charvant, und dieser erzählte uns, was er von Ihnen wußte."

Agathe hielt inne, ihr Busen wallte, ihre Augen sprühten Blitze, und ihre Finger zitterten fieberhaft.

„Die Natur hatte mir wenig Energie verliehen," fuhr sie fort, „ich schäme mich fast, es einzugestehen, mein Herr, ich hätte Ihnen vielleicht Alles verziehen, aber die Bekenntnisse der ruchlos verführten Pauline, die Nachforschungen des Majors brachten mich zur Kenntniß der Existenz jenes infamen Clubs der Rue X . . ., dessen Präsident Sie sind, Herr Staatsrath Franz Ducherrier, und wohin Ungeheuer in Weibesform Ihnen eines Abends die vor Hunger und Kälte erstarrte Pauline brachten. O, Schande über Sie! Sie, der frömmelnde Heuchler, Sie, der moderne Tartuffe in Glacéhandschuhen, der den unglücklichen Mädchen ihre Küsse mit einem Stücke Brod abkauft! Schande über den Staat, der Ihre Dienste annimmt, und der Sie noch belohnt!"

Madame Ducherrier war aufgestanden und hatte sich ihrem Manne genähert, ihre Blicke durchbohrten ihn, ihre Hand fuhr nach seiner Brust, und mit einer

pfeilschnellen Bewegung hatte sie ihm das Officiersband der Ehrenlegion, das er im Knopfloche trug, abgerissen. — —

„Elender! Die Auszeichnung, die mein Vater auf seiner Brust trug, die dürfen Sie nicht tragen!"

Das Maß war voll! — Der Staatsrath fuhr wüthend vom Stuhle auf, noch einen Augenblick, und sein erhobener Arm wäre schwer auf die vor ihm in herausfordernder Stellung stehende Beleidigerin gefallen, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte und eine wohlbekannte, moquante Stimme an seinem Ohre erklang:

„Man scheint Abrechnung zu halten, lieber Herr Staatsrath!"

Die hohe, martialische Figur des Major Charvant stand hinter den beiden Brüdern; er war in das Haus des Staatsrathes gekommen, um Agathe zu besuchen, und zur rechten Zeit erschienen, um vielleicht eine schreckliche Katastrophe zu verhindern.

„Sie vergessen, Herr Ducherrier," sagte er, „daß Sie sich hier nicht in Ihrem Club befinden, wo diese Art und Weise, sich mit Damen zu unterhalten, Mode ist! ... Elender Schuft!!" fuhr er wüthend fort, indem er den Arm des Staatsrathes fast zerschmetterte, „jetzt wirst Du doch endlich alle Deine Missethaten bezahlen!"

Leonie, fürchtend, daß der Zorn den Major zu weit treiben mochte, hatte sich ihm genähert und ihn von Franz Ducherrier entfernt; er ließ sich wie ein

Kind von der jungen Frau zum Sopha führen und gab ihr sein Wort, ruhiger Zuschauer zu bleiben.

Die beiden Brüder waren in einer unbeschreiblichen Aufregung; der Staatsrath hatte die Larve des demuthvollen Dulders gänzlich abgeworfen und konnte kaum durch die beschwichtigenden Ermahnungen seines Bruders beruhigt werden. Letzterer nahm endlich das Wort:

„Meine Damen," sagte er, „wir sind bis zur letzten Grenze gelangt, Sie selbst müssen einsehen, daß wir einen Entschluß fassen müssen, der unsere Stellung gänzlich verändert; denn ... es ist unmöglich, nur noch einen Tag in solcher Lage zu verharren ..."

„Ganz gewiß," antwortete Leonie, „da haben Sie vollkommen Recht, mein Herr; da Agathe und ich jedoch vor vier Jahren schon diesen Entschluß gefaßt haben, so bleibt uns weiter Nichts übrig, als ihn Ihnen mitzutheilen."

Die Brüder wurden aufmerksam und setzten sich nieder.

„Wir hören Ihnen zu," sagte Herr Xavier.

„Wir begingen das Unrecht, Sie zu heirathen," sagte Leonie, „und dadurch haben wir wenigstens die Hälfte unseres Unglücks verdient; es wäre zu wünschen, daß alle armen jungen Mädchen unsere Geschichte kennten, vielleicht würden sie ihren Muth stählen und würden hundertmal vorziehen, durch die niedrigsten Arbeiten ihr Leben zu fristen, als des

Vermögens halber eine ihrem Herzen nicht ebenbürtige Ehe zu schließen."

„Dürfte ich Sie bitten, Ihre philosophischen Bemerkungen abzukürzen?" sagte Herr Xavier.

„Wir müssen von Kindheit an hören," fuhr Leonie, ohne auf die Unterbrechung Acht zu geben, fort, „daß es die heiligste Pflicht der jungen Mädchen sei, ihren Eltern die Liebe, die sie ihnen in der Kindheit bezeugt, durch ein ruhiges, glückliches Alter, das sie ihnen verschaffen, zu vergelten. Es giebt keine Pflicht, die gebeut, sich unglücklich zu machen und dahin zu kommen, wo wir jetzt sind! Agathe und ich, wir waren muthlos, wir sahen ganz gut vorher, daß wir uns weit erniedrigten, indem wir Männern, wie Ihnen, die Hand reichten, aber bis in den Schlamm glaubten wir dennoch nicht zu sinken! Wir hatten ein an Herzensfreuden armes Leben für unsere Feigheit wohl verdient; besonders ich, die ich nur an mich dachte und nicht, wie Agathe, noch einen alten Vater hatte."

Sie hielt wie erschöpft einen Augenblick inne, dann fuhr sie fort:

„. . . Wir hätten uns willig in solches Leben gefügt, aber Sie, meine Herren, haben den Kelch der Schande dermaßen gefüllt, daß er von allen Seiten überströmt; und wahrhaftig! wir wären Ihrer würdig gewesen, hätten wir nicht Alles angewandt, um zu einem Ziele zu gelangen, das wir seit vier Jahren unaufhörlich vor Augen haben, das, — die verhaßten Fesseln, die uns an Sie ketten, zu sprengen."

Die beiden Brüder hoben die Köpfe in die Höhe; darauf waren sie nicht vorbereitet.

„Seit vier Jahren arbeiten wir daran," fuhr Leonie fort, „uns ein von Ihnen unabhängiges Vermögen zu gründen. Gewöhnlich helfen die Frauen ihren Männern dabei; bei uns war es umgekehrt, denn Sie, meine Herren, halfen uns durch Ihre gefälligen Mittheilungen, fast sicher an der Börse zu speculiren. Wir besitzen jetzt eine Summe, die uns vor Dürftigkeit schützt, und unsere Absicht ist, Sie für immer zu verlassen."

„Wir werden uns dem immer widersetzen," erwiderte der Staatsrath kalt, „und werden zur Noth die Gesetze zu Hilfe rufen. Sie sagen, Sie besitzen ein Vermögen! Die Frauen haben kein Recht, ein solches zu besitzen, und wenn es nöthig ist, werden wir bis zu den äußersten Schritten gehen, um Ihnen zu zeigen, daß Sie nicht umsonst unsere Güte gemißbraucht haben."

Der Major schien auf Stecknadeln zu sitzen, nur die kleine, sanfte Hand Leonie's war fähig, ihn von einem Wuthausbruche zurückzuhalten.

„Auch daran haben wir gedacht, meine Herren," antwortete Agathe, „und wir sind bereit, in diesem Augenblicke den Polizeicommissarius selbst holen zu lassen, der uns an unserer Abreise verhindern soll. Soll ich schellen? Herr Staatsrath — in einer Viertelstunde ist er hier, und morgen schon werden Sie wahrscheinlich Muße haben, im Gefängnisse von

Mazas über die Eitelkeit alles Irdischen Betrachtungen anzustellen. Zucken Sie nicht mit den Achseln, mein Herr! Ich hatte Ihnen verboten, vor mir zu erscheinen; Sie sandten mir daher fast täglich einen Bericht über die eingetroffenen Depeschen im Ministerium, die Sie durch Bestechung eines Beamten zuerst erhielten, und die mir dazu dienten, an der Börse mit gutem Erfolge zu speculiren. Mein Advocat sagt mir, daß fünf bis zehn Jahre Zuchthaus und eine große Geldbuße auf solch ein Verfahren als Strafe gesetzt sei! Alle Ihre Berichte sind in sicheren Händen deponirt und nebenbei die von zwei Zeugen attestirte Erzählung Pauline's und zweier anderer jungen Mädchen, von denen die eine ihrem Unglücke unterlag . . . Soll ich schellen, Herr Staatsrath?"

Die beiden Brüder waren todtenbleich.

„Was begehren Sie von uns?" sagte Herr Xavier Ducherrier.

„Nichts, als unsere Freiheit," erwiderte Agathe mit Ruhe.

„Sie wissen, daß eine Scheidung in diesem Lande unmöglich ist," sagte Herr Franz Ducherrier.

„Leider," erwiderte Agathe, „aber man kann das Gesetz umgehen, und wir werden Ihnen zeigen, wie das möglich ist. Sie willigen also darin ein?"

Die Herren Ducherrier sahen sich einen Augenblick an. . . .

„Wenn Sie die Ausführung auf sich nehmen, so sind wir zufrieden," war endlich ihre Antwort.

Agathe schellte und ließ Fräulein d'Artigny zu sich rufen.

„Pauline," sagte sie zu dem eintretenden Fräulein, in der wir nicht die vor vier Jahren in demselben Zimmer um Hilfe flehend Erschienene wiedererkennen, „Pauline, was ich bis jetzt für Sie gethan, würde allen Frauen unbegreiflich erscheinen, wenn sie nicht wüßten, wie sehr ich den Herrn Franz Ducherrier, meinen Gemahl, verachte. Ich habe Ihr Unglück betrauert, habe Sie wie eine Schwester in meinem Hause behandelt, habe Ihrem Sohne einen Namen und ein Vermögen gegeben und Sie in Ihren eigenen Augen wieder zu erheben gesucht. Sie wenigstens hätten mich nicht täuschen sollen! Seit drei Jahren sind Sie die Geliebte meines Gemahls wieder geworden, meines Gemahls, den Sie nicht einmal lieben. Ich verachte Sie, Fräulein! Und dieser alte Ehrenmann, der Waffenbruder Ihres Vaters, verachtet Sie gleichfalls. Gehen Sie, Fräulein! auch Sie werden Ihrer Strafe nicht entgehen!" — — —

Einige Tage später verließen die beiden Damen Ducherrier Paris, um eine Vergnügungsreise nach Italien zu unternehmen. Ihre Männer, die wichtiger Geschäfte halber sich nicht aus Paris entfernen konnten, begleiteten sie bis zur Eisenbahn, nahmen den zärtlichsten Abschied von ihnen und empfahlen sie dringend einem alten Officiere, langjährig bewährtem Freunde der Familie, der sich erboten hatte, die beiden Schwägerinnen zu begleiten.

III.

Einige Monate später las man in den Zeitungen folgenden Auszug aus einer aus Neapel datirten Correspondenz:

„Man kann sich hier gut vorstellen, welchen Eindruck diese grauenhafte Katastrophe in Paris hervorgebracht haben muß. Ganz Neapel ist tief davon ergriffen, denn die beiden Damen hatten sich in der kurzen Zeit, die sie hier verbrachten, die Sympathie aller derer, die sie kannten, erworben; ebenso wie der alte Major, der uns mit der Erzählung seiner afrikanischen Abenteuer so manchen interessanten Abend bereitet hat. ... Einer meiner Freunde aus Viterbo hat mir einige Details über das Ende der drei unglücklichen Reisenden gesandt, die Ihren Lesern eine Idee von den Vertheidigern des Thrones und des Altars, die unter der Führung des Generalissimus Chiavone ad majorem Dei gloriam Frauen und Greise hinschlachten, geben werden. Sie hatten trotz aller Warnungen den Weg über Rionero eingeschlagen, wahrscheinlich um den Anblick jenes pittoresken Gebirgswaldes, der die päpstliche Grenze bildet, zu genießen. Hier fielen sie in den Hinterhalt der vereinigten Banden von Chiavone und Crocco Donatello. Von Vertheidigung konnte wohl keine Rede sein, die französische Gendarmerie und die Bersaglieri, die einige Tage später die Gegend durchstreiften, fanden die umgeworfene Reisekutsche, offene, leere Kasten und Koffer, und eine breite blutige Spur,

die bis zu jener Schlucht, Bucco d'inferno genannt, führt, wo so mancher Leichnam der von den Briganten ermordeten Reisenden schon den Raubvögeln preisgegeben ist. Da es unmöglich ist, bis in den Grund der Schlucht zu gelangen, konnte man nicht einmal den Gebeinen der Unglücklichen eine christliche Ruhestätte bereiten. Als das Commando der französischen Brigade aber erfuhr, daß die Ermordeten Frauen von hohen französischen Würdenträgern und ein früherer Officier der französischen Armee wären, ließ der Befehlshaber den Regiments-Feldprediger kommen und oben an der Oeffnung der Schlucht eine Todtenmesse lesen, die mit den üblichen Salven, womit man einen Ritter der Ehrenlegion beisetzt, endete. Vielleicht wird diese schreckliche Katastrophe dazu beitragen, der französischen Regierung endlich die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, wie unwürdig es für sie sei, Leute zu beschützen, die im Schatten ihrer glorreichen Fahnen solche Gräuelthaten verüben; dann wenigstens würden die Thränen der unglücklichen Ehemänner nicht umsonst geflossen sein, u. s. w."

Drei Monate später erhielten die Gebrüder Ducherrier einen Brief, von New-Orleans datirt, aus dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Wir sind also aus der Zahl der Lebenden gestrichen, und die Schluchten von Rionero sind für die Welt das Grab von Agathe und Leonie Ducherrier und des Major Charvant. Wir sind von Ihnen be-

freit, und wie wir in Paris versprachen, ist das Gesetz umgangen worden, ohne daß Sie sich daran zu betheiligen nothwendig hatten. Nur werden Sie für gerecht halten, daß wir die Kosten der Scheidung nur zur Hälfte tragen. Die Komödie von Rionero kostet uns 20,000 Frs.; wir haben dem Impressario 10,000 bezahlt und dem Herrn Crocco Donatello einen Wechsel auf Sie für eine gleiche Summe gegeben. Sollte es Ihnen vielleicht einfallen, diesen Wechsel nicht zu bezahlen, so wird jener Herr dem Minister einige von Ihren telegraphischen Copien übergeben. — Doch wir hoffen, daß Sie es nicht so weit kommen lassen werden. . . .

. . . Außerdem wünschen — wollen wir, daß Sie Beide im nächsten Jahre verheirathet seien, denn nur so werden wir ruhig unsere Freiheit genießen können. Am Tage Ihrer Hochzeit werden Ihnen alle Sie compromittirenden Papiere übergeben werden. . . .

. . . Dem Fräulein Pauline d'Artigny war eine Strafe von uns verheißen worden, sie besteht darin, daß wir wollen, daß Herr Franz Ducherrier sie zur Frau nehme!"

Die beiden Brüder haben Wort für Wort den Vorschriften dieses Briefes gehorcht, und am Tage ihrer Hochzeit erhielten sie von unbekannter Hand alle die Documente, die sie hätten compromittiren können, ebenso wie sie einige Monate vorher schon von einem neapolitanischen Grafen gegen Erstattung von 10,000

Frs. ein anderes Paquet von Schriftstücken empfangen hatten.

Der Staatsrath hat sich bis zu den höchsten Würden des Staates emporgeschwungen und demselben die wichtigsten Dienste geleistet. Er ist einige Jahre nach seiner zweiten Heirath mit Fräulein d'Artigny gestorben; — diese war ihm jedoch ein Jahr zuvor in das Grab vorangegangen.

Herr Xavier lebt immer noch, hat sich aber mit einem bedeutenden Vermögen aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und bewohnt mit seiner zweiten Frau, einer Engländerin, den größten Theil des Jahres deren Güter in Schottland.

Von Agathe, Leonie und dem Major Charvant hat man nie wieder etwas gehört.

* * *

Unsere Erzählung ist beendet; — wir haben für den Leser einen Theil des Schleiers lüften wollen, der so manche häusliche Dramen der heutigen Pariser Gesellschaft umhüllt, und so sehr wir auch gestrebt haben, Namen und Stand der in unserer Erzählung dargestellten Persönlichkeiten zu entstellen, wird es doch mehr als einen Leser geben, dem das hohe Pariser Leben nicht fremd ist, und der die richtigen Namen an die Stelle unserer Pseudonymen zu stellen wissen wird.

So unglaublich diese Erzählung auch immerhin klingen mag, so können wir dennoch versichern, daß

sie in allem „Thatsächlichen“ der strictesten Wahrheit getreu ist. Mögen unsere Leser nicht staunen, mögen sie überzeugt sein, daß die gefährlichste Concurrentin der Romanschreiber ... die Wirklichkeit ist.

Leiden eines Unsterblichen.

Der Herbst des Jahres 1813 versprach einen Winter, der seinem berühmten Vorgänger von 1812 nichts nachgeben zu wollen schien. Seit Anfang November wütheten Sturm, Regen und Kälte in Paris, und der Himmel, der sonst in diesem Monate sich manchmal noch den Spaziergängern auf einige Tage günstig zeigte, schien seine schwarzen Wolkenschleier nicht mehr lüften und an der allgemeinen Trauer, die ganz Frankreich seit den letzten Monaten erfüllte, Theil nehmen zu wollen.

Am Abend des 13. November tobte das Unwetter am gräßlichsten, und die sonst so belebten Straßen waren schon gegen zehn Uhr menschenleer. Kaum hatten sich einige Laternen brennend erhalten, und in mehreren Straßen herrschte sogar völlige Dunkelheit. Desto hörbarer waren das schallende Gelächter und der fröhliche Gesang einiger Herren, welche, Wind und Wetter trotzend, die Rue St. Denis herunterkamen, sich jedoch, an der Place du Châtelet

angelangt, an einem Laternenpfahle festhalten mußten, um dem hier sich kreuzenden Winde zu widerstehen.

„Präsident!" — rief einer jener lustigen Gesellschaft, die dem Gott Bacchus zu reichliche Opfer gebracht zu haben schien — „Präsident, ich fordere das Wort! Sagen Sie den Herren Winden, Sie mögen schweigen."

„Ordnung! meine Herren Winde!" schrie der, welcher den Laternenpfahl umklammert hatte — „Herr Béranger hat das Wort — Ordnung! oder ich hebe die Sitzung auf."

Als ob die entfesselten Elemente wirklich der Stimme des lustigen Präsidenten der berühmten Trink- und Singgesellschaft des Caveau Gehorsam schuldig währen, schien plötzlich der Wind nachzulassen, und es gelang den schwankenden vier Mitgliedern, den Platz zu überschreiten und in der Dunkelheit bis zum Pont neuf zu steuern.

„Nun, mein Herr Béranger„' sagte Désaugiers, „die Winde schweigen, um Ihren Antrag anzuhören."

Der Angeredete räusperte sich und begann mit voller Stimme sein bekanntes Lied: „Es war ein König von Yvetot", in das seine Gefährten mit voller Kehle einstimmten, zu singen an, doch kaum waren sie bis zur zweiten Strophe gekommen, als eine zitternde Stimme unterbrach:

„Ein Almosen, meine Herren! ein Almosen! Ich verkomme!"

Béranger griff mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit in die Tasche und wandte seine Schritte dem Orte zu, von dem dieser Ruf ausging, als plötzlich der Mond durch einen Wolkenriß in ganzer Klarheit strahlte und den vier Nachtschwärmern einen noch ziemlich jungen Mann zeigte, der ihnen flehend die Hand entgegenstreckte. .

„Aber zum Teufel, mein Herr!“ rief Désaugiers, indem er Béranger beim Arm ergriff und ihn so verhinderte, das schon erfaßte Geldstück herauszuziehen. — „Sie sind ja jung und stark — arbeiten Sie, statt zu betteln ... schämen Sie sich! ein junger Mann, wie Sie!“

Der Bettler hatte kaum die ersten Worte des Scheltenden gehört, als er die schon ausgestreckte Hand zurückzog und, wie vom Schlag getroffen, zusammenzusinken schien; doch, sich plötzlich aufraffend, drehte er sich um, schwang sich mit Blitzesschnelle auf das Brückengeländer, trat mit dem Fuße fest auf den Stein und hätte sicherlich sein Vorhaben, sich in den Fluß zu stürzen, ausgeführt, wenn nicht derselbe Désaugiers, welcher ihn vor einigen Secunden so barsch angefahren hatte, auf ihn gestürzt wäre, ihn beim Rockschoß erfaßt und ihn zurückgerissen hätte. Kaum war der junge Mensch jedoch wieder auf's Trottoir hinuntergebracht, als er sich von Neuem gewaltsam aus den Armen seines Erretters loszumachen und davonzueilen suchte; allein es gelang ihm nicht, obgleich er seine letzte Kraft daran setzte. Nach

einigen Minuten Ringens blieb er ohnmächtig in den Armen der hinzueilenden Freunde.

Die Verlegenheit der heitern Gesellschaft war nicht gering, denn kein Fiacre, keine Patrouille zeigte sich, um den Ohnmächtigen nach irgend einem Hospitale zu transportiren, und da alle Vier noch einen ziemlich weiten Weg bis zu ihrer Wohnung hatten, so wußten sie keinen andern Rath, als ihn so weit wie möglich selbst zu tragen, bis sie irgend ein offenes Haus oder eine Apotheke fänden. Schon hatten sie ihn aufgehoben, als sie Schritte von der entgegengesetzten Seite der Brücke hörten. Eine fremde Hülfe ahnend, ließen sie den Leblosen wieder nieder. — Bald stand ein älterer, aber noch sehr rüstig erscheinender Mann ihnen zur Seite, welchen sie von dem Vorfall unterrichteten und um Rath baten, der jedoch statt aller Antwort neben dem Ohnmächtigen niederkniete, seinen Puls ergriff und ihm die Hand auf's Herz legte. —

„Oho!" sagte er nach einigen Minuten, „hier ist ein heftiges Nervenfieber im Anzuge, wenn nicht schon da — dieser Arme muß sogleich in's Hospital gebracht, ihm muß auf der Stelle zur Ader gelassen werden."

„Eher in die Seine als in's Hospital!" rief der junge Mann, der in diesem Augenblicke die Augen wieder aufschlug. „Warum haben Sie mich verhindert... wer gab Ihnen das Recht, mich zu verhindern, allen meinen Leiden ein Ende zu machen? — Nein,

nur nicht in's Hospital — um Gottes willen nicht!"

„So sind diese Leute alle," sagte der alte Herr, „das Hospital ist für sie ein Gräuel... sie wissen nicht, wie gut sie da gepflegt werden..."

„O! ich weiß das besser als Sie," unterbrach ihn der junge Mann, der sich aufzurichten versuchte, „ich habe Jahre lang im Hospital zugebracht."

„Jahre?" fragte Désaugiers, „was fehlte Ihnen denn?"

„Ich war Arzt!" antwortete der Bettler mit kaum vernehmbarer Stimme.

Die Mitglieder des Caveau schienen mit einem Male nüchtern geworden zu sein und zu begreifen, daß sie vielleicht unwillkürlich den letzten Act eines thränen- und schmerzenreichen Dramas hervorgerufen und dann gestört hatten — sie sahen sich ernst und schweigend an, und Désaugiers, welcher durch sein Auftreten einen guten Theil der Schuld auf sich hatte, näherte sich dem Bettler-Arzt, der sich mit Hülfe des alten Herrn mühsam erhoben und sich an das Brückengeländer gelehnt hatte, und sagte:

„Mein Herr, ich nehme alle die herben Worte, welche ich Ihnen vorhin sagte, zurück und biete Ihnen in meinem und meiner Freunde Namen Alles an, was in unsern Kräften steht, um Ihre Lage zu verbessern."

„Der Herr muß Ihnen danken, Herr Désaugiers," antwortete der alte Mann mit ziemlich

scharfer Stimme, „ich hoffe, er wird die Hülfe eines alten Collegen der Ihren vorziehen und Sie nicht länger in Ihren Nachtwandlungen stören... Doch wenn ich nicht irre, kommt dort ein Fiacre; stützen Sie sich auf meinen Arm, mein lieber College, ich werde Sie in ein Haus führen, wo es Ihnen an Nichts fehlen soll... He, Fiacre! He! Hier!"

Béranger schämte sich aufrichtig des Vorgefallenen; er wollte es einigermaßen gut machen. Er sprang auf den Damm, hielt den Fiacre, der gar keine Lust zu haben schien, noch Passagiere aufzunehmen, mit Gewalt an und half dem alten Arzte, den jungen Mann, der kraft- und fast besinnungslos dastand, in das Fuhrwerk bringen. Auch die andern Drei waren vom Trottoir auf den Damm gestiegen und wollten noch einige Entschuldigungsworte anbringen, als der alte Mann sie von Neuem unterbrach:

„Es ist nicht der Mühe werth, meine Herren!... Wenn man, wie Sie in Ihrer Gesellschaft, das schaudervolle Unglück seines Vaterlandes mit dem Glase in der Hand vergessen kann, dann ist es wohl verzeihlich, daß man einen Armen ohne Almosen entläßt." —

Désaugiers, den als Präsident der Gesellschaft der Vorwurf des Alten am directesten traf, wollte antworten, doch dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen, und einen Fuß schon auf dem Tritt des Wagens fuhr er fort:

„Wahrhaftig, meine Herren! unsre Enkel werden

es nicht glauben, daß am 13. November 1813, noch nicht vier Wochen nach der Schlacht bei Leipzig, Patrioten, wie Sie, meine Herren, ihr gewöhnliches Monatsfest gefeiert und dabei in ihren fröhlichen Gesängen keines jener tausende von gefallenen Landeskindern gedacht haben, deren Gebeine auf den Ebenen Rußlands und Deutschlands bleichen. — Gute Nacht, meine Herren!... In einigen Monaten, wenn Gott nicht ein Wunder thut, werden wir Baschkiren hier sehen... dann können Sie ihnen Lieder vorsingen... Gute Nacht!... Kutscher... Barrière St. Jacques!"

Désaugiers war nicht der Mann, welcher sich so Etwas sagen ließ — auch Béranger hatte eine Antwort bereit, selbst die beiden Andern waren hinzugetreten, um die vorwurfsvolle Anklage des alten Arztes zu erwidern, als dieser sich zum Schlag hinauslehnte und dem Kutscher zurief: „fahrt nicht zu schnell, mein Lieber, da das Geholper dem Kranken nicht wohlthätig ist... doch sputet Euch, daß wir weiter kommen."

Die Laterne warf in diesem Augenblicke ihr volles Licht auf das Gesicht des alten Mannes... und mit offenem Munde blieben die vier Mitglieder des Caveau vor ihm stehen!... Die Droschke war schon längst über die Brücke in die Rue Dauphine eingefahren, und noch standen alle Vier wie angewurzelt da...

„Brrr!" — sagte endlich Désaugiers, indem er sich schüttelte und mit der Hand über den Hals fuhr — „kommt nach Hause... kommt!... der Anblick

dieses Menschen kann sogar einen Epicuräer zum Erstarren bringen..."

„Er hat Recht," sprach ein Anderer, „wenn er sich zeigt, muß Frankreich am Rande des Abgrundes stehen... Sie haben Recht, Désaugiers, wir wollen schnell nach Hause — wenn man den Menschen gesehen hat, dann fühlt man das Bedürfniß, Frau und Kinder zu umarmen."

„Ja," sagte Béranger, „neulich traf ich Samson, den Scharfrichter, und ich versichere Euch, außer der Neugierde, den Menschen vor mir zu sehen, welcher die letzten Athemzüge so vieler Opfer belauscht hat, beschlich mich kein anderes Gefühl... aber heute Abend... dieser Doctor..."

„Nach Hause, nach Hause!" rief Désaugiers, „es ist spät." Und die Freunde verließen die Brücke, gingen den Quai bis zur Rue du Bac hinunter, wo sie sich von einander trennten und Jeder seiner Wohnung zueilte. —

Während dieser Zeit war der Wagen langsam die Rue Dauphine hinab gefahren, hatte das Panthéon rechts liegen lassen und war bald darauf bis zur Barrière St. Jacques gelangt; hier hielt der Kutscher und fragte, wohin er nun fahren sollte. Der alte Arzt nannte ihm den Namen einer kleinen Querstraße — Rue de l'Arbre St. Paumier — die jetzt nicht mehr existirt, und versprach ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er seinen Wagen durch die schlecht gepflasterten Gassen so behutsam wie möglich hindurch-

brächte. Nach ungefähr zehn Minuten hielt der Kutscher vor dem ihm bezeichneten Hause still und zog auf Begehren des Arztes an einer Klingel. Die Thür öffnete sich und der Kutscher erkundigte sich, wie ihm geheißen worden war, beim Portier, ob Jacques Artaux, der Tischlermeister, zu Hause wäre. Als der Pförtner die Frage bejahend beantwortete, bat er ihn, unter dem Versprechen eines Trinkgeldes, den Mann herunter zu rufen, da ihn „der Herr Doctor" gern sprechen wollte. — Einige Minuten darauf erschien der Verlangte und näherte sich dem Wagenschlage.

„Ach, lieber, guter Herr Doctor!" rief er, „so spät in dieser Gegend? könnt' ich Ihnen vielleicht mit Etwas dienen?"

„Ganz recht, Jacques," erwiderte der Arzt, „ich komme, Sie um einen Dienst zu bitten. Hier neben mir sitzt ein Kranker, den ich gern gepflegt haben möchte — ich habe an Sie und Ihre würdige Frau gedacht; — es würde mir sehr lieb sein, denselben bei Ihnen unterbringen zu können?"

„Bravo, Herr Doctor!" rief der Tischler, „ich dachte schon, Sie wären böse auf uns... Gott sei Dank, dem ist nicht so! — Ob Ihr Freund gepflegt werden wird? Besser als mein eigener Vater, das können Sie sich wohl denken!"

Der alte Arzt stieg aus dem Wagen und reichte dem neben ihm sitzenden Kranken, welcher während der ganzen Fahrt in eine Art von Halbschlaf ver-

sunken war, die Hand. Mühsam gelang es dem Kranken aus dem Wagen zu kommen, und kaum war er auf dem Trottoir, als er sich schon wieder einer Ohnmacht nahe fühlte. Der Tischler ergriff ihn mit beiden Armen im Augenblicke, wo er zusammen zu sinken drohte, hob ihn, als wäre er ein Kind, von der Erde und trug ihn, während der alte Herr dem Kutscher ein reichliches Trinkgeld gab, die Treppe bis zum dritten Stocke hinauf, wo sich seine Wohnung befand.

„Freue Dich, Jeannette," sagte er im Hereintreten zu einer den Vierzigen nahe stehenden Frau, welche aber noch Spuren einer überstandenen Krankheit auf ihrem blassen Gesichte trug, „freu' Dich, der Herr Doctor bringt uns einen Gast."

Der junge Mann wurde auf ein Bett gelegt. Bald nachher trat der Doctor ein, bat um ein Becken und untersuchte beim Lichte die Spitze seiner Lancetten; dann ging er noch einmal an das Bett, ergriff den Puls des Kranken und „Teufel!" rief er, „das ist ja wieder etwas Neues . . . eine Synkope . . . o! weg mit dem Becken, ich kann es nicht brauchen!"

Und er legte die Hand auf die Brust des Halbohnmächtigen und sann eine Minute lang nach — dann schlug er plötzlich die Hand vor seine Stirn und murmelte:

„Alter Esel! — das war eine schöne Diagnose! — wie konnte man sich auch so täuschen! — He,

Jacques!" rief er laut, „habt Ihr noch von dem Weine, den ich neulich Eurer Frau gebracht?"

„Ja, Herr Doctor, noch eine ganze Flasche," antwortete dieser.

„Her damit!" rief der Arzt, und nachdem er die Flasche empfangen, begann er die bleichen Lippen des Kranken mit ihrem Inhalte zu befeuchten. — „Eine merkwürdige Geschichte," murmelte er zwischen den Zähnen, „muß das sein! — O, die Tiefen des menschlichen Leidens sind unermeßlich! Dieser junge Mensch leidet an ... Hunger ... weiter Nichts! Grausenhaft! ... so jung! — und Arzt!"

Der gute Arzt täuschte sich jedoch, wenn er glaubte, daß ein momentaner Hunger der Grund der außergewöhnlichen Schwäche seines Schützlings sei; er sah gar bald ein, daß dieser Hunger schon Tage und Nächte den Unglücklichen gequält haben mußte, um ihn bis zu solchem Zustand zu bringen. — Mehr als einen Monat lang war er der fortwährenden aufopferndsten Pflege des Tischlers und seiner Frau bedürftig, und die väterlichste Sorgfalt des alten Doctors war nöthig, um ihn von einem sichern Tode zu erretten.

Es war am 24. December, am heiligen Weihnachtsabend, als er zum ersten Male das Bett verließ, um in Gesellschaft seiner Pfleger das bescheidene Abendbrod, welches an diesem Tage um eine Schüssel bereichert war, zu sich zu nehmen. Wie er sagte, fühlte er sich wieder völlig gesund. Er hatte diesen Abend gewählt, um dem wackern Arbeitsmanne seinen

Dank für die bewiesene Güte auszusprechen; gerührt ergriff er dessen und seiner Frau Hand, und mit Thränen in den Augen sagte er ihnen Alles, was sein Herz ihm eingab.

„Um Gotteswillen! regen Sie' sich nicht auf," erwiderte die Frau des Tischlers, „wir haben's ja von Herzen gern gethan — beruhigen Sie sich — der Herr Doctor hat Ihnen ausdrücklich Ruhe anempfohlen!"

„Auch ihm," antwortete der Genesende, „muß ich sagen, wie dankbar ich ihm bin, daß er mich vom Tode errettet und mir mit meinem neuen Leben neuen Muth gegeben hat, meinen Kampf mit dem Schicksal fortzusetzen . . . Wird er heute noch kommen?"

„Er besucht Sie ja jeden Abend," versetzte Jeanne, „und wird doch heute wohl nicht fehlen, wo er Ihnen erlaubt hat, zum ersten Male aufzustehen?"

„Besinnst Du Dich, Frau," sagte der Tischler, „wie Du vor sechs Monaten die Treppe hinunterfielst und Dir einen Fuß brachst, da hat er auch keinen Tag gefehlt und hat Dich behandelt, als wenn Du sein eigenes Kind wärst. — Aber grob ist der alte Herr doch," fügte er lächelnd hinzu.

„Grob? wie so das?" fragte der Kranke.

„Ja," erzählte der Tischler, „als meine Frau genesen war und er mir erklärte, daß er nicht wiederkommen würde, wickelte ich alle meine Ersparnisse, die leider nur aus fünf Napoleons bestanden, sauber in ein Stück Papier und gab sie ihm, indem ich mich entschuldigte, nicht mehr bieten zu können. — Da

hätten Sie ihn sehen sollen, wie er mich anfuhr — „können Sie kenien bessern Gebrauch von Ihrem Gelde machen?!“ schrie er; „haben Sie durch die Krankheit Ihrer Frau nicht Arbeit genug versäumt? schämen Sie sich! es ist unerhört, so sein Geld fortwerfen zu wollen!“ — und damit ließ er mich verblüfft stehen und drehte mir den Rücken zu.“

Der Kranke lächelte. — „Wie heißt denn der gute Mann, der sowohl mein Schutzengel, als der Ihre war?“ fragte er.

„Das wissen wir nicht,“ antwortete die Frau, „wir nennen ihn einfach Herr Doctor und haben uns auch nie um seinen Namen gekümmert.“

Man hörte Schritte auf der Treppe, Jeanne machte die Thür auf und leuchtete dem erwarteten Gaste, der langsam heraufkeuchte. Kaum war er eingetreten, als der Reconvalescent auf ihn zuging und ihm innig die beiden Hände drückte.

„Sehen Sie Ihr Werk an, lieber Herr Doctor!“ rief er, „ich bin wie neugeboren. — Gott vergelt's Ihnen! — ich kann Ihnen nur danken — aber das, glauben Sie mir, werde ich mein Lebelang thun.“

„Oho, Herr College,“ sagte der Eintretende, sich auf einen Stuhl niederlassend, „ich fühle es an Ihrem Händedruck, daß die Gesundheit wiedergekommen ist! . . . und noch dazu beim Abendessen! . . . fahren Sie nur fort; ich will Sie nicht stören, ich werde hier sitzen bleiben und zusehen, wie es Ihnen schmeckt . . ., da mich doch Niemand einladet, daran Theil zu nehmen.“

Mit einem Sprunge war Jeanne auf ihn zugeeilt und die Augen vor Freude strahlend hatte sie ihn bei der Hand zum Tische geführt.

„O," rief sie, „das ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das man mir machen kann, Herr Doctor, Sie sind ein Engel!"

Das bescheidene Mahl der Handwerker war bald verzehrt, und schon wollte sich der alte Arzt entfernen, als der junge Mann ihn bat, noch einen Augenblick zu bleiben.

„Sie, Herr Doctor," sagte er, „sowie diese guten Leute haben mir nicht allein das Leben gerettet, sondern haben allen Ihren Wohlthaten noch die beigefügt, nie eine Frage an mich zu richten über jenes grausame Schicksal, welches mir nur eine Wahl zwischen Selbstmord und Hungertod gelassen hatte. Ich glaube es Ihnen aber schuldig zu sein, Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihr Wohlwollen nicht an einen Unwürdigen verschwendet haben. Hören Sie mir zu und Sie werden richten.

Ich bin aus Wien gebürtig und der einzige Sohn eines der berühmtesten Aerzte jener Stadt. Mein Leben verfloß bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre im Kreise meiner Familie; dann promovirte ich. Anstatt wie andere meiner jungen Collegen mich entweder in Wien oder in einer kleinen Provinzialstadt zu etabliren, zog mein Vater es vor, mich nach einem großen Hospital zu senden, in dem ich die einem jungen Arzte immer fehlende Praxis erlangen sollte. Zwei Jahre

widmete ich diesem Berufe, als der plötzliche Tod meines Vaters mich zu meiner Mutter zurückrief. Ach! hier fingen die ersten Schmerzen meines Lebens an; nicht allein, daß mein Vater ohne Vermögen gestorben war, auch zahlreiche Gläubiger bemächtigten sich der Habe der Wittwe, die nicht einmal zureichte, um sie alle zu befriedigen. Meine Pflicht war mir vorgeschrieben, ich beschloß, mich mit meiner Mutter in einer kleinern Stadt des Landes niederzulassen, und sicherlich wäre es mir gelungen, ihr ein sorgenfreies Alter zu bereiten, hätte nicht das Schicksal mit bitterer Ironie mir auch diese Zukunft vereitelt. Ich hatte Gelegenheit gehabt, in dem Hospitale, dessen ich gedachte, einen verwundeten französischen Officier kennen zu lernen und ihm alle meine Pflege zu widmen. Er war untröstlich über meinen Weggang und sagte mir beim Abschiede: „Ich werde Sie wohl nie wiedersehen, aber Sie werden oft an mich denken.“ Der Tod meines Vaters und meine so verwickelten Familienangelegenheiten hatten mich verhindert, ihn zu besuchen; — einige Tage vor unserer Abreise meldete man, daß der Oberst Leclerc gestorben sei und mich zum Erben seines Vermögens ernannt habe. Wie glücklich war ich, wie überglücklich! nicht allein in Wien bleiben zu können, sondern auch — ich will Ihnen gestehen, daß neben dem Gedanken, das Leben meiner Mutter zu versüßen, ein anderer jetzt in meinem Herzen Platz fand. Seit meinen ersten Jünglingsjahren schon war ich mit einem herrlichen Mädchen verlobt. Viel Schwie-

rigkeiten stellten sich unserer Verbindung entgegen; allein ich glaubte sie nun sämmtlich durch mein neues Vermögen besiegen zu können. Mit meinen letzten Mitteln reiste ich nach Paris und meinte, das mir zugefallene Vermögen nur in Empfang nehmen zu dürfen. Unglücklicherweise hatte schon ein entfernter Verwandter meines guten Obersten eine Richtigkeitsbeschwerde gegen das Testament eingelegt, und ich sah mich hier ohne Geld, ohne Freunde, ohne Rath, ohne Bekanntschaften — und mit einem Processe. Erlassen Sie mir die Erzählung der sechs Monate, die ich in Paris verbrachte und die mich von dem glänzenden Hôtel, in dem ich abstieg, bis auf das Geländer des Pont neuf brachten. Schon lange hätte ich Frankreich verlassen, aber auch das war mir nicht gestattet, denn die Regierung verweigerte mir wegen des Krieges als Deutschen meine Pässe. „O!“ fuhr der junge Mann fort, indem er sein Gesicht in seinen Händen verbarg, „jene letzten Tage vor meiner — Krankheit waren schauderhaft.“

Der junge Mann machte eine Pause in seiner Erzählung. Der alte Arzt unterbrach sie endlich.

„Ja, ja,“ sagte er, „so geht's den Herren Doctoren. Sie, die den Tod täglich vor Augen haben, müßten doch auch daran denken, daß sie sterblich sind und daß, wenn ihnen endlich passirt, was sie täglich sehen, ihre Familien ohne Stütze und Erhalter bleiben. Sie sagten, wenn ich nicht irre, daß Ihr Herr Vater ein berühmter Arzt Wiens gewesen

wäre, wie kam es denn, daß er Ihre Mutter so ganz ohne Mittel zurückließ?"

Der junge Mann lächelte traurig. „Mein Vater," sprach er, „errang seinen Ruf nicht durch glänzende Praxis und berühmte Curen, nur seine anatomischen und besonders physiologischen Schriften erwarben ihm einen Namen, der wohl auf die Nachwelt übergehen wird."

„Ich habe viel von deutschen Autoren gelesen," sagte der alte Arzt, „es sollte mich freuen, die Werke Ihres Herrn Vaters zu kennen."

„O, das werden Sie ganz gewiß," erwiderte der Kranke, „denn der Moniteur hat sogar einmal einige Auszüge aus seinen Schriften gebracht, wenige Jahre nach Ludwig des Sechszehnten Enthauptung. Mein Name ist Sömmering."

Der alte Arzt wurde plötzlich bleich wie ein Todter; große Schweißtropfen perlten über seine Stirn; er erhob sich lebhaft, ging an's Fenster und starrte einige Augenblicke in die schwarze Nacht. Jeanne und ihr Mann waren ihm nachgeeilt und fragten ihn, was ihm fehle. Er antwortete einige unverständliche Worte, verlangte ein Glas Wasser und kehrte, nachdem er getrunken, auf seinen Sitz zurück.

„Und worüber handelten denn die gelehrten Artikel Ihres Vaters im Moniteur?" fragte er.

„Ueber den Tod durch die Guillotine," entgegnete der junge Mann, erstaunt über den mehr

als fremdartigen Ton, mit dem der alte Arzt mit einem Male zu ihm sprach.

„Und welches Resultat hat Ihr Herr Vater gefunden?" fragte der Alte mit scharf accentuirter Stimme.

„Ein schreckliches," antwortete Sömmering; „er ist zu der festen, unumstößlichen Ueberzeugung gekommen, daß von allen Todesarten der Tod durch die Guillotine der schmerzhafteste sei."

Der alte Doctor zuckte krampfhaft mit der geballten Faust; der junge indeß achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Ja, mein lieber Herr! Mein Vater hat den schrecklichen Muth gehabt, alle die Experimente der Doctoren Mojou, Castel, Cabanis, Petit und Sue, besonders des letzten,*) zu wiederholen. Um der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken, ist er bis unter das Schaffot gegangen, um die Köpfe zu empfangen, die ihm das Beil des Henkers zuwarf. Hunderte von Experimenten sind von ihm gemacht worden, ehe er zu der schrecklichen Ueberzeugung gelangte, daß lange nach der Enthauptung der Geist lebend, ohne ein Atom seiner Kraft verloren zu haben, im Gehirn des Gerichteten fortbesteht. Unglaublich schien ihm das vom italienischen Professor Aldini citirte Beispiel, daß vierzig Minuten nach der Enthauptung noch Zusammenziehung der Muskeln stattfände; — er be-

*) Vaters des berühmten Verfassers des „Ewigen Juden" und der „Geheimnisse von Paris" — Eugène Sue.

obachtete und fand bei einem ausnahmsweise kräftigen Manne diese Contractionen während einer ganzen Stunde. Mehr als zwanzig Male fand er, daß noch dreiviertel Stunde nach der Enthauptung die Augen des Geköpften sich von selbst schlossen, wenn man ihnen ein brennendes Licht näher brachte; — schrecklich ist der Ausdruck von Schmerz, der über die bleichen Züge des Todten fährt, wenn man seine Zunge mit einer Nadel durchsticht. Zwei Mal habe ich selbst diesen Versuchen beigewohnt, die mein Vater in seinen Werken aufführt, — das eine Mal sah ich die Augen des Kopfes sich meinem Vater zuwenden, als er den Todten bei seinem Namen rief, — das andere Mal ... o das war schrecklich! — sah ich eine halbe Stunde nach der Enthauptung im Beisein von sechs anderen Aerzten die Augen im Kopfe des Todten, welcher bei Lebzeiten fast nie seinen Zorn zu mäßigen gewußt hatte, wüthend rollen, als mein Vater laut erzählte, daß des Enthaupteten Braut, die dieser leidenschaftlich geliebt hatte, schon mit einem Andern versprochen wäre."

Doctor Sömmering hielt inne — Jeanne zitterte am ganzen Körper — auch ihr Mann war bleich; der alte Arzt jedoch schien kaum seine innere Bewegung beherrschen zu können und wandte den Kopf weg. Sömmering glaubte, daß sein Vater und dessen herzlose Wissenschaftsliebe seinen Freunden Furcht und Abscheu einflöße, und beeilte sich, diesen Eindruck zu verlöschen, indem er hinzufügte:

„Der Zweck der grausamen Mission, die sich

mein Vater selbst auferlegt hatte, war der, den Namen des Erfinders jener schaudervollen Maschine, welche das Symbol der terroristischen Regierung war, an den Pranger zu stellen und ihm eine Unsterblichkeit zu verleihen, im Vergleich zu welcher die des Herostratus ein Schatten ist. Ja, meine Freunde, der Name des Doctor Guillotin wird noch bei den spätesten Generationen Schauder und Schrecken erregen, und dazu hat mein Vater sein Bestes gethan."

Es pochte an die Thür des Tischlermeisters. Jeanne fuhr erschreckt zusammen; ihr Mann ging und öffnete. „Willkommen, Herr Landsmann!" rief er, „o, wie freut es mich, Sie zu sehen — kommen Sie näher — ich habe Sie ja so lange nicht gesehen ... wie haben Sie denn den Weg bis zu meiner Mansarde gefunden?"

„Ist der Herr Doctor bei Euch?" fragte eine wohltönende Stimme, „ich soll ihm eine Bestellung machen ..."

„Nicht ein Doctor, sondern zwei sind bei mir!" rief Jacques, „und Beide reden von Geschichten, die einem die Haare zu Berge treiben; kommen Sie — Sie werden uns erheitern ... Frau, einen Stuhl und ein Glas für meinen Landsmann Béranger."

Der große Chansonnier, der damals wohl noch nicht ahnte, welch ein Ruhm seiner harrte, trat in das Zimmer seines Landsmannes, des Tischlers, aber kaum hatte er den Blick auf den alten Arzt geworfen, als er eiligst einen Schritt zurückthat und wahr=

scheinlich das Zimmer verlassen haben würde, wenn nicht Jacques hinter ihm gestanden hätte; einen Augenblick schien er sich des Gefühles, das ihn unwillkürlich beherrschte, zu schämen, trat beherzt vor und sagte, sich an den alten Arzt wendend:

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, wenn ich Sie störe, aber ich habe soeben an der Barriere einen Arbeiter besucht, der sich gestern in meiner Wohnung nicht unerheblich beschädigt hatte; er erzählte mir, daß Sie bei ihm gewesen, und daß es ihm seit Ihrem Besuche viel besser gehe, aber daß eine gräßliche Unruhe ihn quäle. Man hatte ihm nämlich sagen lassen, daß sein Sohn, welcher beim Schuhmacher hier nebenan in der Lehre ist, heute erkrankt sei, und ich konnte ihn nur etwas beruhigen, indem ich ihm versprach, selbst hierher zu kommen, wo, wie er mir sagte, Sie alle Abende zu finden seien, und Sie zu bitten, seinen Sohn zu besuchen."

„Ist schon geschehen," erwiderte der alte Arzt, „der Junge hat nichts von Bedeutung, der Vater kann ruhig bleiben."

„Nun denn," erwiderte Béranger, indem er sich anschickte, zu gehen, „ist meine Mission beendet. Gute Nacht, mein lieber Jacques, zu Hause ist nichts Neues vorgefallen, das weiß ich . . . Gute Nacht, Jeanne, — Ihr Diener, mein Herr! . . ." Er wollte gehen, erinnerte sich aber noch zeitig genug, sich nicht von dem alten Arzte verabschiedet zu haben. „Ich em-

pfehle mich Ihnen, Herr Doctor Guillotin!" sagte er.

Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den dieser Name auf die Anwesenden, besonders auf den Doctor Sömmering ausübte. Der alte Mann war aufgestanden, sein Haupt war nicht mehr gebeugt, und sein Blick, gewöhnlich bescheiden niedergeschlagen, haftete frei und offen auf Béranger.

„Sie haben mein Incognito verrathen, mein Herr," sagte er mit fester Stimme, „und haben mir, ohne es zu wollen, einen Dienst erwiesen; bleiben Sie, auch Sie sollen mit anhören, welche Dornenkrone dem Träger des Namens, den Sie so eben genannt, vom Schicksal ertheilt worden ist. Sehen Sie, mein Herr Dichter, die Wirkung, welche dieser Name sogar auf den jungen Mann hier hervorbringt, denselben, den Sie vor sechs Wochen auf dem Pont neuf verstießen, und dessen ich mich annahm; sehen Sie diese zitternde Frau, die ich so lange gepflegt, und die mich jetzt nicht anzusehen wagt; sehen Sie jenen wackern Arbeiter, der mir vor einigen Minuten mit Leib und Seele ergeben war, und der jetzt seinen Blick von mir wendet. O! Sie hatten vorhin Recht, Herr Sömmering, der Name Herostratus wird längst vergessen sein, wenn der meine noch in seiner schrecklichen Unsterblichkeit fortblühen wird. Sie selbst, Herr Béranger, Sie, der Epicuräer, der Rationalist, Sie lachen über die Hölle und den Teufel; ich wette, Sie fürchten sich vor dem Doctor Guillotin."

Sömmering war bei diesen letzten Worten des berühmten Mannes aufgestanden und auf ihn zugeschritten; indem er ihm seine Hand reichte, sagte er ernst:

„Für mich haben Sie keinen andern Namen, als Retter und Wohlthäter, und dieser Name wird in meinem Herzen eben so unverlöschlich bleiben, wie der Ihrer Maschine in der Geschichte. Sie haben mich vom Hungertod und vom Selbstmord errettet, Sie haben mir Gesundheit und Lebensmuth wiedergegeben! Das Schicksal hat Sie an meinem Vater gerächt; denn der Sohn dessen, der Sie so hartnäckig bekämpft hat, kann Sie nur ehren, nur lieben."

Auch Jeanne war von ihrem ersten Schrecken zurückgekommen.

„Lieber, guter Herr Doctor!" rief sie, „Nein, es ist unmöglich, ich kann es nicht glauben, daß Sie, den alle Welt liebt, der sich für jeden Leidenden aufopfert, der Erfinder der . . . O Gott! ich kann nicht daran denken!"

Der Doctor lachte bitter. — „Das ist ja eben die grausame Ironie des Schicksals," rief er, „mein Name wird für alle Ewigkeiten verflucht sein, ohne daß irgend eine meiner Thaten Grund dazu gegeben hätte! Ich — die Guillotine erfinden! Ha! ha! Schon die alten Perser kannten sie; schon im dreizehnten Jahrhundert beanspruchten die palermitanischen Edelleute das Recht, durch ein fallendes Beil, welches man Manaia nannte, hingerichtet zu werden, und der ritterliche Conradin von Hohenstaufen endete

auf diese Weise sein junges Leben. Schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts existirte sie in Deutschland unter dem Namen Dolabra, und vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gebrauchte man in Schottland kein anderes Instrument zur Enthauptung der Verurtheilten, als ein der heutigen Guillotine ganz ähnliches, welches die Jungfrau genannt wurde."

„Wie ist es dann aber möglich, daß man Ihnen diese Erfindung zuschreibt?" fragte Jacques.

„Hören Sie, wie das kommt," sagte der Doctor Guillotin, „und so werden Sie zu gleicher Zeit mein ganzes Leben kennen lernen. Im Jahre 1789 schickten mich die Bürger von Paris, denen ich als geschickter Chirurg und guter Patriot bekannt war, in die erste Ständeversammlung, aus der die große Revolution nach und nach hervorging. Seit langer Zeit schon beschäftigte mich ein großer Gedanke, dem ich alle meine Studien gewidmet hatte. Das Princip der Gleichheit mußte meiner Ansicht nach jeglicher Freiheit als Basis dienen, und als ich mein Mühen und Streben durch die Abschaffung der Kasten gekrönt sah, da verlangte ich, daß, wie vor dem Gesetze, die Bürger auch vor der Todesstrafe gleich wären. Eine von der Legislative ernannte Commission, an der ich nicht Theil nahm, entschied sich einstimmig für die Enthauptung und beauftragte den großen Chirurgen Baron Louis, die Frage zu studiren, wie diese Todesart am leichtesten vollzogen werden könne. Dieser,

ohne mich im Geringsten zu Rathe zu ziehen, — denn wir lebten auf ziemlich gespanntem Fuße, — schlug die zwei Jahrhunderte lang schon in Schottland angewandte „Jungfrau" vor, an der er eine Anzahl von Veränderungen und Verbesserungen machte. Sein Antrag wurde angenommen, die Maschine erbaut und vom Volke Louisette getauft und so einige Jahre lang genannt. Wie es kam, weiß ich nicht, aber plötzlich erinnerte man sich, daß der Antrag auf Gleichheit der Todesstrafe von mir ausgegangen wäre, und mit Schaudern hörte ich eines Morgens das Zeitwort „guillotiniren" auf der Straße. Sie wissen, wie unser Volk sich für ein Wort enthusiasmirt — dieses schauderhafte Wort war bald im Munde eines Jeden und während der Schreckenszeit der Alp, welcher die Nation erdrückte. Ich war der populärste Mann in ganz Frankreich; die wüthendsten jener Würgengel hielten mich für einen der Ihren. Vergebens schloß ich mich der gemäßigten Partei an, es gelang mir nur, arretirt und zum Tode verurtheilt zu werden, und schon freuten sich jene blutgierigen Hyänen, den Erfinder durch sein eigenes Werk getödtet zu sehen, als der 9. Thermidor, jener Befreiungstag, ihrem Wüthen ein Ende machte und mich und Hunderte von bestimmten Schlachtopfern der Freiheit und der Gesellschaft wiedergab. Da wollte ich meinem fatalen Ruhm entfliehen, wollte Frankreich verlassen, um in einem entfernten Welttheile meinen Namen und mein Leben zu verbergen; man gebot mir zu bleiben; die

neue Regierung, in der ich viele Freunde besaß, schlug mir vor, meinem Namen durch ein großes Werk einen wirklichen reinen Glanz zu verleihen. Ich ging darauf ein, und nach unsäglichen Bemühungen stiftete ich die heute weltberühmte Académie de médecine."

„Sie!" rief Béranger, „Sie sind der Stifter?"

Dr. Guillotin lachte verzweifelt. — „Ja, ja," rief er, „als mein Werk beendet war, sagte man mir, daß mein Name . . . der Name des Erfinders der Guillotine . . . Alles verderben würde, und bat mich, aus Liebe zu meiner eigenen Stiftung, mich zurückzuziehen . . .!

„Das ist mein Leben: mein Name verpönt, mein Andenken verflucht von Generation zu Generation! Und die letzten Jahre meines Daseins muß ich in den Dachstuben und in den Hütten verbringen, muß mich aufopfern, wenn ich einmal ein freundliches Gesicht mir entgegenlächeln sehen soll, und dies geschieht nur dann — wenn es mir gelingt, meinen Namen zu verbergen."

Er konnte nicht fortfahren. Jeanne lag auf den Knieen vor ihm und küßte seine Hand; Sömmering war auf ihn zugeeilt und schloß ihn in seine Arme, während Jacques . . . sich die Hemdärmel aufkrämpte und wüthend umherschaute, als wolle er die, welche irgend Etwas gegen seinen lieben Doctor zu sagen hätten, mit einem Faustschlage zermalmen. Béranger ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Verzeihen Sie mir, Herr Doctor, daß ich wie

so mancher Andere Sie falsch beurtheilt habe, aber wir sind ein unwissendes Volk und leben in einer Epoche, wo jeder Tag fast die Thaten des vorhergegangenen verlöscht. Von jetzt an, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, werde ich all mein Streben dahin wenden, unsere Landsleute mit dem Leben eines Mannes, wie Sie, bekannt zu machen."

„Beeilen Sie sich," sagte sanft lächelnd der alte Dulder, „ich fühle die Zeit nahen, wo ich in das Land der Gerechtigkeit übersiedeln werde, beeilen Sie sich!"

* *
*

Dr. Sömmering genas sehr schnell von seiner Krankheit; dem Einflusse Béranger's und seiner Freunde vom Caveau gelang es, auch die Erbschaftsangelegenheiten in einigen Wochen zu seinen Gunsten zu beendigen, und Ende Februar des Jahres 1814 verließ er mit den schönsten Hoffnungen Paris.

Jeanne und Jaques, die er reichlich mit Mitteln versehen hatte, um sich eine Zukunft zu gründen, nahmen weinend von ihm Abschied. Dr. Guillotin jedoch begleitete ihn bis zur Barriere.

„Leben Sie wohl, mein Sohn," sagte er, indem er ihn gerührt in seine Arme schloß, „ich werde Sie nie wiedersehen, aber denken Sie oft an die Fügung des Geschicks, welche zwei Männer, die sich seit langen Jahren, ohne sich zu kennen, haßten und vielleicht verachteten, aus den entferntesten Gegenden zusammen-

führte und es so gestaltete, daß nach einigen Monaten sie weinend von einander scheiden wie die besten Freunde, ja wie der Vater vom Sohne!"

Sie trennten sich und, wie der Alte es wohl vorhergesehen hatte, sahen sich nicht wieder; denn einige Monate später, am 26. Mai desselben Jahres, erlag der noch rüstige Greis in seinem sechsundsiebzigsten Jahre dem Schmerze, seinen Namen von der Menge verhöhnt zu sehen. Lärmende Frauen umringten ihn eines Tages, als er von einem Kranken kam, schimpften, beleidigten ihn, spieen ihm in's Gesicht, zerrissen seine Kleider, und die hinzustürzenden Polizeiagenten hatten die größte Mühe, ihn aus den Händen dieser Megären zu erretten. Der folgende Tag war der seines Todes.

Béranger hat sein gegebenes Wort nicht gehalten, und nur in seinen Briefen findet man Spuren seiner kurzen Beziehungen zu dem berühmten Pathen der Guillotine.

Jacques, ein reicher Bürger des Faubourg St. Antoine, lebte noch zur Zeit der Revolution von 1848 und gab seinen zahlreichen Arbeitern am Tage, wo die Todesstrafe abgeschafft wurde, ein glänzendes Fest. Er hoffte, daß die ihm verhaßte Guillotine aus Frankreich für immer verschwunden wäre! . . . Armer Jacques!

Als Doctor Sömmering zu Hause ankam, erfuhr er, daß seine Mutter gestorben sei. — Auch seine Braut

sah er nie wieder — sie hatte sich am 13. November — am Tage, wo er die Hand bettelnd auf dem Pont neuf ausstreckte — mit einem Officier vermählt. Er verließ Wien und reiste durch Ungarn nach der Türkei!

Man hat nie wieder Etwas von ihm gehört!

Der Maurergeselle von Ham.

Wir können uns auf unsere deutsche Sprache etwas einbilden! Wir allein besitzen einen Ausdruck, welcher höchst drastisch einen Zustand schildert, der in anderen Ländern gewiß in gleichem Maße wie in Deutschland existirt, den andere Völker jedoch durch Umschreibungen auszudrücken gezwungen sind, während ein einziges Wort in der deutschen Sprache einen ganzen geistigen und körperlichen Zustand trefflich darstellt.

Existirte dieses Wort in der französischen Sprache, und hätte es der am 25. Mai 1846 die Thorwache der Festung Ham commandirende Lieutenant gekannt, so würde er wahrscheinlich nicht genöthigt gewesen sein, die Epigramme eines Kameraden seines Regiments, welcher gegen neun Uhr Morgens ihn schon besuchte, anzuhören, denn mit diesem einen Worte als Antwort hätte er alle Sarkasmen zum Schweigen gebracht.

Beide gehen vor der Front des dunkeln Wacht=

hauses auf und ab; — der wachthabende Officier natürlich in steifer Uniform, mit Czako und Degen, der andere mit dem kleinen afrikanischen Kepi, ohne Epauletten und die Hände in den Taschen seiner weiten rothen Hosen. Die Schildwache steht am andern Ende des Wachthauses und — man weiß, daß die Söhne des Mars der Schönheit so gern und so willig huldigen — betrachtet mit dem größten Wohlgefallen eine stämmige Picardin, wahrscheinlich die Magd irgend eines der Beamten der Festung, welche an dem Fenster eines Wohngebäudes ihren häuslichen Arbeiten nachgeht. Nahe dem Thore der Festung sitzt auf einem Schemel der Concierge, ein pensionirter Unterofficier des Geniecorps, raucht seine Thonpfeife und öffnet von Zeit zu Zeit die ziemlich niedrige Holzthüre, welche in der Mitte des mächtigen Thores angebracht ist, und an der sich auf der Außenseite ein eiserner Hammer befindet, mit welchem man auf eine Eisenplatte klopft, um Einlaß in die Festung zu begehren.

Die beiden Officiere promeniren auf und ab, von der Schildwache bis zum Concierge, — und, wie gesagt, der eine ist gezwungen, die witzigen Anspielungen des andern ruhig hinzunehmen, da ihm das richtige Wort fehlt, um dem andern den Grund seines blassen Gesichtes, seines glanzlosen Blickes und seiner kraftlosen Haltung charakteristisch zu bezeichnen. Die beiden jungen Leute sprechen laut — sehr laut, und sicherlich hätte die Schildwache, wenn die Betrachtung der rotharmigen Schönen nicht gänzlich ihren

Geist in Anspruch genommen, den ganzen Inhalt derselben verstanden und errathen und es wahrscheinlich wie der Concierge am Thore gemacht, welcher sein ausdrucksloses, gleichgültiges Gesicht bewahrte, sobald die Officiere auf ihn zukamen, aber gleich eine heiter schmunzelnde Miene annahm, sobald sie ihm den Rücken kehrten und der Schildwache zuschritten.

„Hör'!" sagt der Besucher, „es liegt wirklich heute Morgen etwas Interessantes in Deiner ganzen Erscheinung, das Dir ausnahmsweise gut steht! Du müßtest Dich so in der Stadt zeigen und die armen Mädchen . . ."

„Laß ab, mich zu quälen, Folterer," versetzt der andere, „es ist mir, als wenn ich die ganze Festung Ham auf dem Kopfe trüge . . . Ah! . . . dieser unleidliche Druck auf den Schläfen! Ich gäbe, Gott weiß was darum, schon abgelöst zu sein und mich zu Bett legen zu können."

„Glaub's schon," meint jener, welcher gar kein Mitgefühl für die Leiden seines Freundes zu haben scheint, „glaub's schon und seh', wo Du hinauswillst. Möchtest wohl, daß ich schleunigst nach Hause eilte, mich en grande tenue würfe und beim Commandanten die Erlaubniß nachsuchte, für meinen kranken Kameraden die Wache zu beenden!"

„Das wäre ein Samariterwerk von Dir, und ich würde Dir sagen, à charge de revanche!"

„Mensch! beleidige mich nicht, Du wirst mich Dein ganzes Leben lang nicht in solchem Zustande sehen!"

Der Concierge lacht leise vor sich hin, vielleicht entsinnt er sich, den prahlenden Officier eines Morgens, als er die Thorwache hatte, mit blässerem Gesichte als jetzt gesehen zu haben!

„Hättest es mir gestern Abend sagen sollen," fährt jener lachend fort, „hätte gerne für Dich die Wache von 8 bis 12 Uhr übernommen, doch dazu warst Du zu sehr Egoist! Jetzt büße, très cher, büße!"

„Was Du Dir eigentlich einbildest! Amüsirst Du Dich denn, wenn Du oben bist?!"

„Nun, das Souper ist vortrefflich, und die Weine — ja, daß Du die Weine heute früh geringschätzest, läßt sich schon fassen, aber gestern Abend warst Du sicherlich kein Verächter derselben."

Der Concierge fährt mit der Zunge über die Lippen ... hatte er vielleicht auch schon von jenen Weinen gekostet, und schwelgt sein Gaumen in der Rückerinnerung des Genusses?

„O, was das Soupiren dort oben anbelangt, dagegen läßt sich wohl nichts sagen, aber die Gesellschaft ..."

Der andere schlägt ein lautes Gelächter auf ... „Die Gesellschaft steht Dir nicht an ... ein Arzt ... ein Generallieutenant, welcher Graf ist, und endlich, hahaha ... der ..."

„Ach, Du verstehst mich gar wohl!" meint der erste, „aber diese Standesverschiedenheit schließt alle Gemüthlichkeit und alles Vergnügen aus. Ich komme

mir oben immer vor, als wenn ich nur zum „Füttern" hinaufgeladen wäre."

„Ich nicht im Geringsten, — wenn ich hier auf Wache bin und oben eingeladen werde, dann gebe ich Dir mein Wort, daß ich ganz und gar jegliche Standesverschiedenheit vergesse und mich bei Tisch so heiter und ungezwungen wie möglich benehme, ich denke mir, daß ich meinen Tribut zum Mahle der Gefangenen zahlen muß, und daß ich es nicht besser thun kann, als wenn ich ihnen ein fröhliches Gesicht zeige."

„Mein Kopf! mein Kopf!" stöhnt der andere.

„Attention, messieurs!" ruft plötzlich der Concierge, welcher von seinem Schemel aufgesprungen ist, und deutet mit der Hand hinter die beiden Officiere hin. Diese drehen sich um und springen schleunigst zur Seite. Es war auch die höchste Zeit, daß der vorsichtige Concierge sie gewarnt hatte, denn wären sie noch eine Minute weiter — dem Thore zu gegangen, so wären sie wahrscheinlich höchst unsanft berührt worden. Ein Maurergeselle war nämlich aus der Wölbung, welche zum zweiten Hofe der Festung führt, langsam und bedächtigen Schrittes den Abhang herabgekommen und schritt dem Thore zu. Man hätte es dem armen Menschen eigentlich gar nicht übel nehmen können, wenn er den Officieren unvorsichtiger Weise zu Leibe gekommen wäre, denn er war dermaßen beladen, daß er nicht Herr seiner freien Bewegungen war. Unter dem linken Arme trug er eine von frischem Kalk seit Kurzem entleerte Molle, in welcher auch

noch einiges Arbeitszeug lag, und mit der rechten Hand hielt er auf seiner Schulter und gegen den Kopf ein etwa fünf Fuß langes Brett, welches sein Meister wahrscheinlich einem Schreiner zum Abhobeln durch ihn sandte. Es war ein junger, bartloser Geselle, dessen Gesichtszüge man kaum erkennen konnte, denn von der Arbeit war das Gesicht beschmutzt, und eine Thonpfeife mit kaum einem Zoll langen Stiele — ein sogenannter brûle-gueule — die er zwischen den Zähnen hielt, dampfte dermaßen, daß er in eine Wolke von Rauch eingehüllt schien. Bekleidet war er mit einem grauen, schmutzigen Beinkleide, schmutzigen, zerrissenen Schuhen und einer blauen Blouse, die ganz mit Kalk bespritzt und an der Seite etwas aufgetrennt war.*)

„Nehm' Er sich doch in Acht!" schreit der brave Concierge, „sieht Er denn nicht, daß Er die Leute mit seinem vermaledeiten Brette umrennen kann?"

Der Maurergeselle murmelt etwas zur Antwort zwischen den Zähnen, was aber gänzlich unverständlich ist, da er keine Hand frei hat, um den Pfeifenstümmel aus dem Munde zu nehmen.

Der Concierge schreitet dem Thore zu und steckt den großen Schlüssel in das Schloß.

„Nun bück' Er sich nur," sagt er, „sonst rennt Er mir das ganze Festungsthor mit seinem Brette ein."

---

*) Alle diese Details, sowie die folgenden sind später gerichtlich constatirt worden. Der Verfasser.

Der Maurer gehorcht — aber beim Bücken macht er eine unvorhergesehene Bewegung, will sich gegen die schmale Thüre drängen — stößt mit dem Kopfe gegen den Pfosten, und . . . die Pfeife entfällt seinen Lippen . . . Er will sich noch mehr bücken, als wenn er es versuchen wolle, die Pfeife, die nicht gänzlich zerbrochen scheint, wieder aufzunehmen, doch der Concierge packt ihn unsanft bei der Schulter und schiebt ihn hinaus . . .

. . . „Donnerwetter!“ . . . brummt der Maurer . . . „meine Pfeife! . . .“

„Scher' Er sich zum Geier mit Seiner Pfeife,“ ruft der Concierge, indem er die Ueberbleibsel des brûle-gueule mit dem Fuße von sich stößt, „ich soll wohl hier ganze Stunden lang das Thor aufbehalten, — machen mir so schon Schmutz genug — und Arbeit — die verwünschten Maurer.“

Und er wirft die Thüre hinter dem armen Teufel zu, der den Abhang brummend hinuntergeht. — Als der Concierge sich umdreht, stehen die beiden Officiere dicht hinter ihm . . . der kranke — vielleicht noch bleicher als zuvor und mit schweißtriefender Stirn; der andere mit gefurchten Brauen und die Faust unter seiner Uniform geballt. Der Concierge sieht sie erstaunt an . . . die Officiere scheinen es zu bemerken, denn der Besucher sagt: „Ihr seid nicht gut — Sergeant — gegen den armen Kerl verfahren.“

„Wie so, mein Lieutenant?“

„Seid Ihr denn kein Raucher? Er hat vielleicht keine Pfeife mehr — und auch kein Geld; habt Ihr denn nie eine angerauchte Pfeife zerbrochen?“

„Wenn Sie wüßten, Herr Lieutenant, was ich mit den Menschen für eine Qual habe, jedesmal, wenn sie in der Festung arbeiten — 'raus und 'rein, so geht es den ganzen Tag!“

„Hättet Ihr ihn nicht hinausgeschoben, hätte ich ihm ein Zwei-Sousstück gegeben, um sich eine andere Pfeife zu kaufen, armer Kauz!“

Und der Lieutenant zieht die Hand unter seiner Uniform hervor und hält wirklich ein Zwei-Sousstück zwischen den Fingern, welches er aus seiner Westentasche gezogen zu haben scheint.

„Ich werd's ihm geben, wenn er wiederkommt!“ sagt der Concierge und empfängt vom Lieutenant das Geldstück. Dieser hat sich umgedreht, und ein eigenthümliches Lächeln umzuckt seine Lippen.

„Aber zum Geier!“ sagt er zu seinem Collegen, „bist Du wirklich krank, Léon? ... Du siehst ja blaß wie Marmor aus ...“

„Mein Kopf! ... mein Kopf! ...“ stöhnt jener.

„Aber welche Quantitäten habt Ihr denn vertilgt gestern beim Souper des Prinzen, daß Du heute so schachmatt bist?“ fragt der Andere, indem beide ihre unterbrochene Promenade wieder fortsetzen.

„Ach! ich habe wenigstens zwei Flaschen getrunken.“

Der Concierge lächelt mitleidsvoll ... zwei Flaschen ... und solch ein Lendemain! ... Er

denkt an seine Jugend ... zwei Flaschen ... an seine Campagnen in Spanien ... zwei Flaschen! Und sein Lächeln verwandelt sich in einen herben Seufzer ...

„Zwei Flaschen! ...“ murmelt er vor sich hin ... „o, wie ist der Geist der französischen Armee in Verfall! ...“

... Was die Schildwache, den Füselier Grandmichel — sein Name ist glücklicher Weise der Geschichte aufbewahrt worden — anbetrifft, so behauptete er später, den Maurergesellen gar nicht gesehen zu haben. Wie trunken hing sein Blick an jener lieblichen Erscheinung dort oben am Fenster, die während der ganzen Zeit Mohrrüben geschabt hatte.

* *
*

Die im Departement des Pas de Calais gelegene Festung Ham hat fast unter allen Regierungen Frankreichs als Staatsgefängniß gedient, und auch die des ersten Bürgerkönigs Louis Philippe hatte vielfach Gelegenheit gehabt, ihre Räumlichkeiten zu benutzen. Gleich nach der Julirevolution hatte die Festung die Minister des vertriebenen Königs Carl X., Polignac, Peyronnet und Guernon-Ranville, welche zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden waren, mehrere Jahre lang beherbergt, und als diese Herren endlich begnadigt und in Freiheit gesetzt worden waren, ward Ham das Gefängniß der weniger Compromittirten der zahlreichen Rebellionen, die sich mit bewaffneter Hand unter der

parlamentarischen Regierung des ehemaligen Herzogs von Orléans geltend zu machen versuchten.

Seit 1840 jedoch hatte die düstere Veste einen unfreiwilligen Gast erhalten, der alle vorhergehenden an Rang und Importanz übertraf. Es ist eigentlich nicht richtig, wenn man von der „Importanz" des Gefangenen zu damaliger Zeit sprechen wollte, denn in dem Lande — où le ridicule tue — hatte er sich mit einem Nimbus von Lächerlichkeit umgeben, dem er unfehlbar unterliegen mußte, er und sein Vorhaben! Jedoch der fast vergötterte Name, den dieser Mensch trug, hatte vieles vergessen lassen — man zuckte mit den Schultern, sprach von seiner Jugend, seinem Unglücke, der Verbannung und entschuldigte fast sein thörichtes Unternehmen, wenn man an den berauschenden Traum von Macht und Ruhm dachte, der seinen ersten Jahren vorgeschwebt hatte, und der so bald verflogen war, um dem unsäglichen Elende des Exils Platz zu machen. Man belächelte mitleidsvoll sein tollkühnes Unternehmen, mit einer Hand voll Abenteurer die Krone Frankreichs an sich reißen zu wollen, man sah ruhig zu, wie er gefangen und von der Pairskammer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde, und . . . die Nachkommen der Helden von den Pyramiden und von Austerlitz freuten sich, daß der Erbe des großen Kaisers bei der Verlesung des Urtheilsspruches . . . ein Wortspiel gemacht habe.

„Vous êtes condamné à la prison perpétuelle," hatte der Gerichtsschreiber zu ihm gesagt . . .

„Wie lange dauert die „perpétuité“ in Frankreich?“ hatte der Prinz Louis Napoleon Bonaparte geantwortet!

Noch einen Zug von ihm erzählte man und fragte sich, ob der Neffe des Gefangenen von St. Helena auch die vollständige Herrschaft über seine Geistesfähigkeiten besäße. Der erste Advocat, der größte Redner Frankreichs, der zu gleicher Zeit der Führer der legitimistischen Partei war, — Berryer — hatte seine Vertheidigung vor dem Gerichtshofe der Pairs übernommen und hatte es natürlich an politischen Anspielungen auf die Julíregierung in seinem Plaidoyer nicht fehlen lassen. Ein Journalist dieser Partei, Chambolle, bemächtigte sich dieser Vertheidigungsrede und warf, indem er dem Angeklagten seine Hochachtung bewies, dem französischen Nationalgeiste seine Unbeständigkeit vor, — erst kindische Vergötterung des Namens Napoleon und dann bittern Hohn. Einige Sätze dieses Artikels mußten dem Herzen des Gefangenen wohlgethan haben, denn am Tage seiner Verurtheilung schrieb er dem Journalisten einen Brief und schickte ihm seinen Ring! „Dies ist ein Souvenir,“ lautete das Ende dieses Briefes, der noch am selben Abende in allen Salons colportirt wurde — „mein Dank wird Sie erreichen, wenn ich in den Tuilerien sein werde ...“

Armer Mensch! sagte man, er träumt von den Tuilerien und wird morgen zur lebenslänglichen Haft abgeführt! Die Fieberphantasien des Verhungernden

sollen ja auch mit Bildern von prächtigen Tafeln mit duftenden Speisen und schäumenden Weinen erfüllt sein.

. . . Und doch — wäre der Geist der französischen Nation damals nicht ganz von materiellen Interessen beherrscht gewesen, so hätte die Verhandlung des Processes gewiß einen mächtigen Eindruck gemacht, denn sie war reich an dramatischen Episoden, reich an Lehren und an demüthigenden Erfahrungen. Die Haltung des Angeklagten war würdevoll und ruhig — sein eigentlicher Proceß schien ihn gar nicht zu beschäftigen, und er kam im Laufe der Verhandlung nur darauf zurück, um die ganze Last der Schuld auf sich zu nehmen und seine Mitangeklagten so viel als möglich zu entschuldigen. Doch diese protestirten mit aller Macht gegen diese Absicht des Prinzen, und dem feurigen Persigny mußte mehr als einmal das Wort vom Präsidenten entzogen werden. Derjenige jedoch, welcher nächst dem Prinzen den meisten Eindruck auf der Anklagebank machte, war ein Greis von würdevollem, fast heroischem Aussehen. Fast jedes Kind in Frankreich kannte seinen Namen — fast jeder Mann in Europa! — Es war einer jener Getreuen, die ihrem besiegten Feldherrn in die Gefangenschaft gefolgt waren, eine jener epischen Figuren von St. Helena, die sechs Jahre lang auf jenem von der Tropensonne versengten Felsen dem gefallenen Koloß, dem sterbenden Cäsar einen Hofstaat von Treue und Ergebenheit gebildet, wie er einen gleichen selbst zur Zeit seiner

höchsten Glorie in den Tuilerien nie gehabt — es war der General Graf Montholon, der neben dem Prinzen auf der Anklagebank vor der Pairskammer saß ... Mit düsterm Blicke — mit bitterm Lächeln überflog er die Gesichter seiner Richter, und wenn manchmal sein Blick noch finsterer wurde, seine Lippen fast mit Verachtung zuckten — dann erröthete der Pair, auf den sich sein Auge heftete, gewöhnlich irgend ein General oder Diplomat, welcher, von Napoleon den untersten Reihen der Armee oder der Büreaux entzogen und von ihm mit Ehren, Würden, Titeln überhäuft ... jetzt des Kaisers Erben zu richten gekommen war! — Doch die Herzöge von Vicenza, Rovigo und Dalmatien hatten sich zu sehr mit der parlamentarischen Regierung verkörpert, als daß der Blick des loyalen Soldaten sie eingeschüchtert hätte. — Ein einziger ... und mit inniger Befriedigung schreiben wir den heimisch klingenden Namen des braven Elsässers nieder — der General Excelmann, ein wenig bekannter Adjutant des Kaisers, stieg von seinem Richtersitze, verbeugte sich tief vor dem Angeklagten und verließ inmitten einer dumpfen Emotion den Saal.

„Wenn ich dies Gericht anblicke," sagte der Graf Montholon beim Schlusse der Debatte, „und Sie, Herr Präsident, besonders — so frage ich mich, ob es wohl je ein Land gegeben, dessen Geschichte solche Beispiele von ... von ... ich finde das Wort nicht, meine Herren ... aufzuweisen gehabt hat!"

Der Präsident der Pairs — der Herzog von Pasquier — der Günstling Napoleon's ... zuckte mit den Schultern und lud seine Collegen ein, sich zurückzuziehen, um mit ihm zu berathen, ob der Angeklagte „Louis Napoleon Bonaparte (— er verweigerte ihm selbst den Prinzentitel) schuldig des „Hochverraths" sei!"

... Und seit sechs Jahren verbüßte er die Strafe seines Unternehmens in Ham ... Die „perpétuité" schien länger in Frankreich zu dauern, als er gedacht hatte. Bald war er in jenem Lande, bei jener Nation, die nur im Strudel der Ereignisse sich wohlgefallen kann, in Vergessenheit gerathen, und nur von Zeit zu Zeit erfuhr man durch die Zeitungen, daß der Gefangene seine unfreiwillige Muße mit ernsten Studien verbringe, und daß ein von ihm unter dem Titel: „Idées napoléoniennes" herausgegebenes Werk — einen nicht unbedeutenden Schriftsteller und Denker verrathe! — Doch das war zur Zeit, wo die Actiengesellschaften den höchsten Grad ihres Blühens erreicht hatten, und man konnte die Zeit besser benutzen, als die Phantasien eines Gefangenen zu lesen, der in seiner einsamen Zelle von der „Extinction du paupérisme" träumte! Sechs Jahre — die besten Jahre des männlichen Lebens — vom 32 bis 38sten Jahre — waren verflossen — er war von Europa, von Frankreich fast vollständig vergessen, als ein für ihn schmerzliches Ereigniß seinen Namen plötzlich wieder in das Gedächtniß der Nation

rief. Der Exkönig von Holland, Louis, der zweite Bruder des Kaisers, der Vater des Gefangenen von Ham, lag in Florenz einsam und verlassen auf seinem Sterbebette. Da wandte sich der Sohn in einem würdevollen Schreiben an die Regierung und erbat sich einen Urlaub, um seinem Vater die Augen zuzudrücken, und verpfändete sein prinzliches Ehrenwort, daß er in seinen Kerker zurückkehren würde, sobald er die heilige Kindespflicht erfüllt! . . .

Die Regierung Louis Philippe's verweigerte dies Gesuch — und Wochen lang war wiederum der Name Napoleon im Munde aller Feinde dieser Regierung, deren Zahl von Tag zu Tag, möchte man sagen, mit Windesschnelle sich vermehrte — es war im April des Jahres 1846.

* * *

Es ist gegen elf Uhr, am 25. Mai, und der General Montholon, welcher die Gefangenschaft des Prinzen seit sechs Jahren schon theilt, wie er die seines großen Onkels sechs Jahre in St. Helena getheilt hat — der immer noch rüstige General Montholon steigt die Treppe des Gefängnisses hinunter, um seine Promenade auf den Wällen der Festung zu machen. Gewöhnlich erscheint der Prinz zur selben Stunde, und der Commandant der Festung — ein alter, loyaler Soldat, welcher sämmtliche Feldzüge des ersten Kaiserreiches mitgemacht, hat die Bestimmung getroffen — um den Gefangenen die peinliche Aufsicht eines Gefängnißwärters während ihrer Spazier-

gänge zu ersparen, daß der wachthabende Officier zur selben Zeit auch eine Promenade auf den Wällen mache. Auf diese Weise konnte er seine Pflicht mit seiner Humanität vereinigen, und die Gefangenen waren ihm dankbar für seine Delicatesse. Auch sah er es nicht ungern, wenn diese Officiere manchmal den Besuch eines Kameraden auf der Wache empfingen, und hatte diesen Herren bedeutet, daß auch ihnen der Spaziergang auf den Wällen zur Zeit der Anwesenheit der Gefangenen gestattet wäre. Die Wachsamkeit war so oft verdoppelt und verdreifacht, und die Gefangenen konnten sich im heitern Geplauder mit den Officieren beinahe einbilden, daß sie sich frei auf der Promenade bewegten.

„Ist Monseigneur schon auf dem Walle?" fragt der General einen Gefängnißwärter, der gerade den Corridor, welcher zum Gemache des Prinzen führt, hinunterkommt.

„Ich glaube nicht, General," erwidert dieser, „ich habe den Prinzen den ganzen Morgen noch nicht gesehen . . . doch die Herren" — und er deutet auf den wachthabenden Officier und seinen Freund, die in diesem Augenblicke gerade auf der Terrasse erscheinen, „die Herren werden es wohl wissen —"

„Ist der Prinz auf der Promenade?" fragt sie der General.

„Nein, mein General," erwidert der Wachthabende, indem er militärisch grüßt, „wir haben noch

nicht die Ehre gehabt, Monseigneur heute früh zu sehen und uns nach seinem Befinden zu erkundigen!"

„Darüber kann ich Ihnen die beste Auskunft geben," ertönt plötzlich eine mürrische Stimme hinter dem General.

„Ah, Doctor Conneau . . ." ruft dieser lächelnd, „schon so früh schlechten Humors?"

„Da könnte ein Erzengel die Geduld verlieren," sagt der Arzt, „wenn man mit solchen unvernünftigen Menschen, wie — nun, wie Monseigneur — zu thun hat!"

„Nun . . . nun! was hat denn der arme Prinz wieder verbrochen," fragt Montholon, „Sie tyrannisiren ihn auch auf eine schreckliche Weise."

In diesem Augenblick erscheint der Commandant der Festung, und der General Montholon, der heute außergewöhnlich heiter gestimmt zu sein scheint, wendet sich an ihn und sagt: „Nehmen Sie Ihren Gefangenen in Schutz, Major, der Doctor Conneau ist heute wieder unerträglich!"

„Nun, was ist denn wieder?" fragt der alte Officier lachend, „wollen Sie den Prinzen von Neuem mit Ihren Medicinen quälen?"

„Ja, spotten und lachen Sie nur!" meint Conneau, „wenn Sie nur wüßten, wie viel Mühe es mir gemacht hat, des Prinzen Magenkatarrh zu curiren! — Jetzt ist der Erfolg da — jetzt kann ich auf baldige Besserung mit Bestimmtheit hoffen —

und nun macht man mir einen Strich durch die Rechnung! ..."

„Wie so das, gestrenger Aesculap?" fragt Montholon.

„Sie sind auch nicht ohne Schuld daran, General, obgleich Sie schon um zehn Uhr zu Bette gegangen sind; — ich habe das corpus delicti heute Morgen in Form eines Korbes mit leeren Flaschen wohl bemerkt, ich hätte dieselben eigentlich zählen und urbi et orbi verkünden sollen, wie man meinen Anordnungen gehorcht ..."

„Kommen Sie, Major, kommen Sie," unterbricht Montholon lachend, indem er den Arm des Commandanten ergreift, „wenn wir noch länger uns mit ihm unterhalten, giebt er uns das Fieber, wie der Doctor Diaforus von Molière!"

„Ist der Prinz wirklich unpäßlich?" fragt der Major.

„Den Magen hat er sich verdorben — und das gründlich," sagt der Arzt, „ich hab' ihm so eben ein Brechmittel verschrieben, aber mit seiner eisernen Constitution wird wohl eine lange Zeit vergehen, ehe es wirkt. Verteufelte Geschichte — ich werde mich nächstens als Schildwache des Abends beim Soupiren hinstellen — Sie sollen sehen, General, ich thu's!"

„Sie sind zu Allem fähig," erwidert Montholon, „aber mich sollen Sie wahrhaftig nicht peinigen, wie Sie es mit dem armen Prinzen thun!"

Und vom Commandanten gefolgt, steigt er die

Treppe hinab und beginnt in der Gesellschaft der Officiere seinen Spaziergang, während der Doctor Conneau die Medicin in Empfang nimmt, die ein Wärter aus der Stadt geholt hat, und damit in das Zimmer des Prinzen tritt.

. . . .

Vier Uhr hat es so eben auf der großen Thurmuhr geschlagen, als der Commandant der Festung sein Zimmer verläßt, um dem kranken Prinzen seine Aufwartung zu machen; doch ehe er noch die Thüre des Gefangenen erreicht hat, tritt ihm der Doctor Conneau aus derselben entgegen — schreitet vorsichtig auf ihn zu, und indem er den Finger auf die Lippen legt, macht er: „scht . . . scht . . .“

„Nun?“ fragt der Commandant, als Conneau zu ihm herangetreten ist.

„Endlich schläft er“ — versetzt jener.

„Wie geht es ihm?“

„O, jetzt besser! — aber er hat sich furchtbar quälen müssen! Jetzt ist er vor Ermattung eingeschlafen.“

„Es hat doch nichts auf sich?“

„Nicht im Geringsten — als daß er sich morgen hüten muß, wie gestern zu soupiren.“

„Sie sehen ja auch ganz schlimm aus, Doctor —“

„Ja, ich weiß es — es ist unsinnig von mir! — aber Sie wissen, ich verlasse nun den Prinzen seit beinahe zwanzig Jahren weder Tag noch Nacht — ich liebe ihn wie ein Vater sein Kind, — und als ich ihn vorhin sich so krümmen und winden sah . . .

enfin, ich bin ein Narr, der nicht werth ist, sein Doctordiplom zu haben — ich habe schwache Nerven ... lachen Sie mich aus, Commandant!"

„Sie sind ein guter Mensch, Conneau, schämen Sie sich dessen nicht — also kann ich den Prinzen jetzt nicht besuchen?"

„Lassen Sie ihn um Gottes willen jetzt schlafen — machen Sie ihm später Ihre Aufwartung — in einer Stunde, in zweien . ."

„Gut ... ich habe noch einen Rapport zu beendigen ... dann werde ich wiederkommen ... gute Besserung, Doctor!"

Der Festungscommandant kehrt um, und der Doctor schreitet der Thüre des Gefangenen wieder zu. — Hier zieht er seine Uhr — betrachtet dieselbe einige Augenblicke — und trocknet sich den Schweiß, der in dicken Tropfen von seiner Stirn perlt! ...

... Fast zur selben Zeit fährt ein Cabriolet im Bahnhofe von Valenciennes vor, und der Führer desselben steigt aus, wirft die Zügel seinem neben ihm sitzenden Diener zu und geht an die Kasse. Der Diener wendet um und fährt zum Vorhof hinaus, — wahrscheinlich irgend einem Stalle zu, denn das Pferd, welches ein Sportsman sicherlich gleich für einen englischen Renner erster Qualität erkannt haben würde, ist schweißtriefend — man kann errathen, daß es eine lange Strecke hinter sich hat!

Der Reisende hat ein Billet zweiter Klasse nach Mons verlangt, und der Kassirer hat an seiner eigen-

thümlichen Aussprache des Französischen gleich einen Engländer in ihm erkannt. Es scheint noch ein junger Mann zu sein, — man kann es an seiner Haltung errathen, obgleich man sein Gesicht kaum sieht. Der Reisende scheint nämlich furchtbar an Zahnschmerzen zu leiden, denn während er in der einen Hand seinen mikroskopischen Reisesack hält, drückt er mit der andern ein Taschentuch vor den Mund, das so den ganzen unteren Theil seines Gesichtes verbirgt. Gleichmäßigen Schrittes, mit jener etwas nach vorne hin schaukelnden Bewegung der Engländer, geht er auf dem Perron auf und ab. Von Zeit zu Zeit steht er still — wirft einen Blick auf die Uhr — und stampft mit dem Fuße . . . man weiß ja, wie der Zahnschmerz nervös aufregt, und sicherlich geht dem reisenden Engländer die Uhr zu langsam!

Endlich ist es 4 Uhr 25 Minuten, — die Passagiere steigen ein, und der Engländer hat einen Eckplatz auf der entgegengesetzten Seite des Perron erhascht — er lehnt den Kopf an das Polster und drückt fester das Tuch gegen den Mund . . . vielleicht fürchtet er, daß die Erschütterung des Zuges seinen Schmerz vergrößere!

Der Waggon füllt sich nach und nach — einige Damen nehmen darin Platz und werfen mitleidsvolle Blicke auf den Leidenden. Eine gesprächige, ältliche Frau — eine Gastwirthin aus Roubaix, welche zu ihrer Tochter in Mons auf Besuch reist, fängt eine Unterhaltung mit ihm an und ist mit einigen unfehl-

baren Hausmitteln gleich bei der Hand. Unglücklicherweise scheint der Engländer sehr wenig von dem Geplauder der guten Frau zu verstehen, denn er antwortet ihr nur mit jenem charakteristischen „aoh“, welches für einen Engländer einen ganz eigenthümlichen Sinn hat, der den Continentbewohnern fast immer fremd bleiben wird. — In diesem Augenblicke gehen die Gensdarmen und ein Polizeicommissarius vorbei, und da Valenciennes eine Grenzstation ist, mustern sie die Passagiere mit besonderer Aufmerksamkeit — doch unseren Engländer bekommen sie kaum zu sehen, denn die breitschultrige Gastwirthin hat sich zu ihm herumgedreht und versichert ihm mit lauter Stimme, daß Franzbranntwein mit Salz, in's Ohr geträufelt — ein probates Mittel gegen jeglichen Zahnschmerz sei, daß sie eine Freundin habe, deren Mann ...

Da setzt sich der Zug in Bewegung, und es gelingt dem Engländer nicht, den Rest der Erzählung zu verstehen, obgleich er ein außergewöhnliches Interesse daran zu nehmen scheint, denn einige Secunden lang leuchteten seine Augen wie fieberhaft ...

Der Zug braust fort; — als er einige Minuten gefahren, lehnt er sich plötzlich zum Fenster hinaus und nimmt das Tuch von seinem Munde ...

„Thun Sie das doch nicht,“ ruft die besorgte Gastwirthin dem Unbesonnenen zu, „die Zugluft, Sie sollen sehen, was Sie davon haben werden!“

Nach einigen Augenblicken zieht der Engländer

auch wirklich den Kopf wieder zurück und lehnt sich in seine Ecke! — Er hatte wahrscheinlich draußen sein Cabriolet beobachten wollen, welches an einem Kreuzwege hielt, und dessen vor dem vorbeibrausenden Zug erschrecktes Pferd der Diener kaum zu bändigen fähig war ... der Engländer hatte ihm mit seinem weißen Tuche zugewinkt ...

Als der Zug vorbei ist, lenkt der Diener das Cabriolet um, fährt die Chaussee entlang einem einsamen Feldwege zu, wo er anhält und einen kleinen vergitterten Kasten unter dem Sitz des Cabriolets hervorzieht. Er öffnet die Thür dieses Kastens und holt mit der Hand zwei Tauben hervor — streichelt sie einige Augenblicke und läßt ihnen dann die Freiheit. Die Tauben erheben sich gerade in die Höhe — scheinen einige Augenblicke verwirrt — orientiren sich aber bald und fliegen in südwestlicher Richtung von dannen — in der Richtung der Festung Ham!

Um 5 Uhr 30 Minuten passirte der Zug die belgische Grenze — der Engländer war eingeschlafen, und die Gastwirthin meinte, daß es eine Sünde wäre, den armen Herrn zu wecken, damit er ein anderes Coupé besteige — doch es ging nicht anders! Die Grenzformalitäten waren schnell abgemacht, und um 5 Uhr 45 Minuten — der Zug brauste mit Windesschnelle dahin — antwortete der Engländer auf die besorgte Frage der guten Frau: „Ich danke Ihnen, Madame — es geht schon viel besser!"

Und — merkwürdiger Weise — waren diese Worte in ganz reinem fließenden Französisch gesprochen!!

* * *

Es ist gegen halb sechs Uhr, als leise an der Zelle des Prinzen angeklopft wird; der Doctor Conneau öffnet die Thüre und empfängt den Commandanten.

„Nun, wie geht es, Doctor —?"

„Ich hoffe, jetzt ist alles überstanden, Major —"

„Was macht der Prinz?"

„Er schläft!"

„Immer noch?"

„Immer noch, Major! — Doch setzen Sie sich ein wenig — wir können ein halbes Stündchen verplaudern — dann ... dann werden Sie wohl an das Bett des Prinzen treten können."

Der Major nimmt an dem mit Büchern und Broschüren beladenen Tische Platz, dem Vorhange gegenüber, welcher das Schlafcabinet des Gefangenen von seinem Wohnzimmer trennt. Er fährt mehrere Male mit der Hand über die Stirn und erregt durch einige brüske Bewegungen die Aufmerksamkeit des Arztes.

„Was ist Ihnen — Major?" fragt dieser.

„Ich weiß nicht — mir ist so eigenthümlich zu Muthe ... als wenn — es ist lächerlich ... als wenn mir ein Unglück passiren sollte."

Der Doctor wendet den Kopf ab. — „Schlechte

Verdauung," sagt er, „Sie machen sich nicht genug Bewegung!"

„Kann wohl sein, Doctor, aber heute ist mir so schwer um's Herz, wie noch nie . . . ich bin alt, sehen Sie — bin einundsechzig Jahre alt — hm! werde mich wohl bald auf den großen Rückzug vorbereiten müssen!"

„Sie sind Hypochonder — weiter nichts! — Gehen Sie tüchtig auf den Wällen spazieren."

„Das werde ich auch thun — Sie haben Recht . . . von jetzt an werde ich den Prinzen alle Tage selbst begleiten — à propos, ich habe heute einen anonymen Brief bekommen, der mir anzeigt, daß der Prinz — denken Sie sich den Unsinn — zu entweichen gedenkt."

Conneau zuckt mit den Schultern.

„Und daß Sie, Doctor, die Hand mit im Spiele hätten."

„Dann werden Sie mich wohl von nun an visitiren lassen, wenn ich die Festung verlasse, damit ich Ihnen Ihren Prinzen nicht in irgend einer Westentasche hinausschmuggle . . ."

„Lachen Sie nicht, Doctor — das wäre ein entsetzliches Unglück für mich . . ."

Und wie von einer furchtbaren Ahnung durchzuckt, springt der Commandant plötzlich auf, nähert sich hastig dem Vorhange — hebt ihn in die Höhe . . . und dreht sich mit sichtbar befriedigter Miene wieder um. — Er hat den Prinzen ruhig im Bette

liegen gesehen — das Gesicht der Wand zugekehrt und bis über die Ohren in seine Decke eingehüllt!

Lachend — aber einen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, setzt er sich wieder auf seinen Stuhl.

„Sie haben Recht, Doctor," sagt er, „ich glaube, ich werde närrisch ... ich muß Ihnen die Wahrheit gestehen, der anonyme Brief geht mir im Kopfe herum —"

„Nun, mein Gott ... was würde denn überhaupt sein, wenn der Prinz entwiche — verdenken könnte es ihm doch Niemand —"

„Gewiß nicht, aber — aber ich ... ich?"

„Sie sind ein charmanter Mensch, lieber Major, aber ich zweifle, daß der Prinz Ihnen zu Liebe in Ham bleiben würde."

„Hat er es denn nicht gut hier? — Hat er sich über mich zu beklagen? Thue ich denn nicht alles, was sich irgendwie mit meiner Pflicht vereinigen läßt?"

„Gewiß, Major — gewiß ... aber die Freiheit ist es doch nicht, das werden Sie mir schon eingestehen müssen."

Der Major schweigt — er hat zufälliger Weise ein Spiel Karten auf dem Tisch gefunden und hebt, ohne zu wissen, was er thut, einige Male ab ...

„Merkwürdig! ..." sagt er kopfschüttelnd, „glauben Sie an Kartenprophezeiungen?" — Conneau lacht.

„Sehen Sie," fährt der Major fort, indem er die Karten mischt und von neuem abhebt, „jedesmal ein Pique — da Pique neun ... die schlechteste

Karte . . . da das umgekehrte Pique Aß . . . bedeutet Mißlingen — da wiederum Pique neun — bedeutet unvorhergesehene Katastrophe — langer Kummer — ah, endlich einmal eine rothe Karte — Carreau zehn, bedeutet Entfernung . . . Reise! . . . Oh, mon Dieu . . . die drei Karten zusammen, Pique Aß, Pique neun, Carreau zehn . . . sehen Sie, das bezieht sich auf die projectirte Flucht des Prinzen . . ."

Der Doctor sieht während der ganzen Zeit den alten Officier mit mitleidsvollem Blicke an — er will den Mund aufthun — etwas sagen, doch der Major ist wie ein Wahnsinniger aufgesprungen und von Neuem dem Vorhang zugeeilt.

„Ich muß den Prinzen sehen . . . sprechen . . . ihm selbst sagen . . ."

Er ist schon im Cabinet, und Conneau, der aufgesprungen ist, um ihm nachzueilen . . . wirft einen Blick auf die Uhr und bleibt wie angewurzelt stehen — es ist drei Viertel auf sechs . . .

Plötzlich ertönt — ein Schrei — nein ein Gebrüll im Cabinet — einige Secunden wüthenden Rasens . . . dann wird alles wieder still . . .

Bleich wie der Marmor steht Conneau da . . . eine unsägliche Angst schnürt ihm die Brust zusammen . . . endlich ermannt er sich — schreitet dem Cabinette zu — hebt den Vorhang in die Höhe — und sieht den Major, den Kopf in die Hand gesenkt, vor dem zusammengeworfenen Bette des Prinzen stehen und in diesem Bette . . . der Anblick machte ihn natürlich

nicht staunen, aber er begriff ganz gut, daß der arme Major dabei beinahe den Verstand verloren habe.

Im Bette des Prinzen liegt eine mit seinem Nachtzeuge und einer Perrücke bekleidete Puppe, welche aus Stroh und alten Kleidern sehr geschickt zusammengesetzt, unter der Decke die Glieder eines Menschen täuschend nachahmte! — und diese Täuschung ist um so leichter, als die besagte Puppe der Wand zugekehrt liegt und auf dem Kopfe die tief herübergezogene Nachtmütze des Prinzen trägt.

... Der Doctor Conneau ergriff die beiden Hände des Majors und zog sie von seinem Gesichte ... zwei große Thränen liefen über dasselbe.

„Ich bin entehrt ..." stammelt er ... „bin entehrt ..."

„Entehrt, Major?"

„O! Niemand wird es glauben, daß Sie mich so getäuscht haben! Sie haben meine Bereitwilligkeit, meine Pflichtvergessenheit *erkauft*, werden sie sagen ... und ich bin entehrt ... entehrt!"

„Das wird Niemand sagen, Major," rief der Arzt mit fester Stimme, „denn ich werde mich selbst den Gerichten stellen, werde den ganzen Hergang erzählen, und Ihre Ehre wird gerettet sein. — O nein, Major, fürchten Sie nichts — kein Flecken wird auf Ihren weißen Haaren kleben bleiben. — Ich habe meiner verklärten Gebieterin, der Königin Hortense, noch auf ihrem Sterbebette gelobt, über ihren Sohn zu wachen — ich habe es gethan — er ist frei —

aber wahrhaftig, seine Freiheit soll ihm nicht die Schmach eines Ehrenmannes, wie Sie es sind, kosten."

„Aber ich muß einen Rapport machen — es anzeigen — Sie verhaften lassen ..."

„Thun Sie das, Major ..."

„Seit wann ist der Prinz fort?"

„Schreiben Sie in Ihrem Rapporte, daß er seit neun ein halb Uhr heute Morgen in Verkleidung eines Maurergesellen die Festung verlassen hat — daß ich, der Doctor Conneau, ihm die Verkleidung stückweise besorgt — ich ihm den Bart abrasirt und ihn unkenntlich gemacht — daß ich Sie mit seinem fingirten Unwohlsein getäuscht, und endlich — daß ich ... um sogar die Wärter zu hintergehen ... heute zweimal zum Brechen eingenommen habe!"

Der Major schweigt eine ganze Weile ... dann reicht er dem Doctor die Hand.

„Es möge daraus werden ... was Gott will, Doctor," sagt er ... „es kommt mir vor, als wenn meine Blindheit, meine Unbesonnenheit nur durch höheren Willen herbeigeführt worden sind, als wenn ich — und auch Sie, Doctor, nur willenlose Werkzeuge zu ... zu Frankreichs Glück oder Unglück waren! ... Kommen Sie, lieber Freund — jetzt bin ich ganz ruhig — trinken wir eine Tasse Thee, während ich allen Behörden die wichtige Anzeige mache — nachher, wenn Sie sich restaurirt haben, werde ich Sie arretiren lassen!

* * *

Zwei Monate später stand der Doctor Conneau vor dem Schwurgerichte des Departement du Pas de Calais. Mit der größten Offenherzigkeit erzählte er alle Details der Flucht des Prinzen, nahm die ganze Schuld der Mithilfe auf sich allein und hörte mit der größten Ruhe zu, wie er zu drei Monat Gefängniß verurtheilt wurde.

Eine Woche später erschien vor dem Kriegsgerichte der Festungscommandant von Ham, der Concierge und ... wer sollte es glauben ... der Füsilier Grandmichel; der Doctor Conneau war als Zeuge erschienen und wiederholte seine Aussagen bis in das kleinste Detail. Auch die beiden Lieutenants waren Zeugen, konnten aber gar wenig berichten.

Der Commandant, sowie die anderen Angeklagten wurden vom Kriegsgerichte freigesprochen, erhielten aber sämmtlich Disciplinarstrafen — selbst Grandmichel. — Trotz aller Nachforschungen der Polizei hat man nie mit Gewißheit erfahren, auf welche Weise, ehe der Commandant seinen Rapport beendet, man schon in der ganzen Stadt von der Entweichung des Prinzen und seiner glücklichen Ankunft in Belgien sprach — und das schon um halb sieben Uhr Abends!!

Schließlich wollen wir nicht verschweigen, daß die beiden Officiere lange Zeit im Verdacht standen, um die Flucht des Prinzen gewußt zu haben.

Ein Besuch beim Erfinder des Zündnadelgewehrs.*)

*) Dieser Besuch fand am 6. Juli 1866, drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz statt. Der Verfasser.

Das Haus, welches Derjenige in Sömmerda bewohnt, nach dessen Namen seit einigen Wochen wahrscheinlich von Millionen von Menschen gefragt worden ist, dessen glückliche Erfindung uns von allen anderen Staaten, vom größten und mächtigsten bis zum kleinsten und unbedeutendsten, beneidet wird — dieses Haus bietet in seinem Aeußern jenen, uns Großstädtern fast unbekannten Anblick des echt bürgerlichen!

Wir haben in unseren Weltstädten nur Paläste und Hütten, große Steinhaufen und verfallende, schmutzige Wohnsitze des Proletariats; — das bürgerliche Haus mit seiner bürgerlichen Einrichtung und seinem bürgerlichen Comfort — in einem Worte, das Haus, welches das Gepräge deutschen Lebens und Wirkens am treuesten sich erhalten hat — ist in den großen Städten fast nie oder doch äußerst selten zu finden.

Es ist wahr, daß für Sömmerda das Haus des Herrn Geheimen Commissionsraths Nicolaus von Dreyse fast für ein Palais gelten könnte, wenn

nicht drei Worte, die auf blauem Felde mit goldenen Buchstaben nahe dem Giebel des Haüses gemalt, dagegen zu sprechen schienen.

„Bete und arbeite“ steht da geschrieben — und das ist selten der Wahlspruch der Palaisbewohner, selbst derjenigen nicht, die in einer kleinen Stadt dafür gelten wollen.

Auch die Corridore und Treppen des Hauses machen diesen wohlthuenden Eindruck — da stehen Schränke über Schränke von weißgemaltem Holze, die wahrscheinlich das Leinen, den Reichthum des bürgerlichen Haushalts, bewahren, und wenn man die Treppe hinaufsteigt, sieht man einen ungeheuren, fast verdorrten Blumenkranz hängen, der, mit Bändern und farbigen Papieren durchwunden, dem Hausherrn wahrscheinlich von seinen Arbeitern verehrt worden ist.

... Hieran dachte ich, als ich die Treppe hinaufstieg, die mich zum Wohnzimmer jenes merkwürdigen Mannes führte, dessen Name jetzt der Unsterblichkeit angehört. Er hatte schon, bevor ich eintrat, die Empfehlungen gelesen, die mich bei ihm einführten, und sein Empfang war ein äußerst höflicher, äußerst zuvorkommender, dem ich freilich eine gewisse Kühle im ersten Augenblicke gleich anmerkte, die jedoch, je länger unser Gespräch dauerte, desto mehr verschwand, und deren Grund er mich sogar im Laufe unserer Unterhaltung errathen ließ.

„Ich weiß nicht recht, womit ich Ihnen dienen kann," sagte er, „das Zündnadelgewehr ist dermaßen bekannt, daß Jedermann Ihnen darüber die genaueste Auskunft geben kann — der einzige nicht bekannte Theil ist, wie Sie wissen, der Zündspiegel, und darüber hat mir die königliche Regierung Schweigen auferlegt."

„Ich muß Ihnen gestehen," erwiderte ich, „daß die Zündnadelgewehre mich nicht nach Sömmerda gelockt haben, sondern nur ihr Erfinder, über den man bis jetzt so gar viel und so gar wenig publicirt hat."

„Ja, unendlich viel Unwahrheiten," meinte er lächelnd.

„Und wenig wirklich Ihnen Eigenthümliches. Jedes Conversationslexicon bringt Ihre kurze Biographie und eine ausführliche Beschreibung Ihrer Erfindung, und keiner von allen denen, die über Sie schreiben, und die nur einige Meilen vielleicht von Ihnen entfernt leben, hat sich die Mühe gegeben, mit Ihnen in persönliche Verbindung zu treten. In einem Worte, Herr Geheimrath, es geht Ihnen so wie allen Erfindern, — man vergißt Sie über Ihrem Werk."

„O, das ist mir auch ziemlich gleichgültig," sagte er, „wenn nur die Erfindung die richtige Würdigung erhält."

„Daran zweifeln Sie doch nicht?"

„Im Gegentheil, man macht mehr davon, als sie es verdient! Alle Blätter machen ein Lobens ohne Ende von unseren Gewehren; wenn ich aber die Liste unserer Verluste sehe, dann drängt sich mir dennoch die Ueberzeugung auf, daß diese Waffen nicht so ihre Pflicht gethan haben, wie man es von ihnen hätte erwarten können."

„Sie sind der erste," sagte ich verwundert, „den ich die Zündnadel nach dem Feldzuge in Böhmen angreifen höre! Hat sie denn nicht Ihren Erwartungen entsprochen?"

„Unsere Verlustlisten sind zu groß! — Das Zündnadelgewehr muß doch nicht so gewirkt haben, wie ich es mir vorstellte, — besonders bei einer solchen einsichtsvollen Führung. Freilich, ich habe mir nie eine richtige Vorstellung machen können und kann es auch noch nicht, was es heißt, eine Armee von beinahe zweimalhunderttausend Mann auf einem mehrere Meilen großen Terrain mit Zündnadeln operiren zu sehen. Ich muß mich daher an Zahlen halten, und diese Zahlen, ich wiederhole es Ihnen, haben die gerechte Befriedigung, mein Werk nach so langen Kämpfen endlich anerkannt zu sehen, tief herabgestimmt! — Auch einen persönlichen Grund habe ich leider Gottes!" fuhr er seufzend fort, indem er auf ein kleines, schwarzgekleidetes Mädchen zeigte, das so eben eintrat, — „mein Tochterkind; ihr Vater fiel bei Königgrätz an der Spitze seiner Compagnie! Ja, Herr Doctor, wir haben Kämpfe gehabt, in denen

die Oesterreicher nicht mehr Todte und Verwundete hatten, wie wir, und wenn auch vielfach die Stellungen, welche unsere Gegner einnahmen, dieses hervorbrachten, so darf sich die Zündnadel doch nicht so etwas nachsagen lassen!"

Die Unterhaltung wandte sich nun auf die Ereignisse der jüngsten Tage, und indem ich ihm meine persönlichen Eindrücke wiedergab, fragte ich ihn, ob er je in seinem Leben ein Schlachtfeld unmittelbar nach der Schlacht gesehen habe!

„Ein einziges" — erwiderte er — „das von Jena — es ist lange, lange her — und auf diesem Schlachtfelde kam mir die erste Idee, daß die preußische Schießwaffe verbessert werden müsse, wenn Preußen überhaupt auf seine Militärmacht etwas rechnen wollte. Ich war damals ein reisender Handwerksbursche, — Sie wissen, ich war Schlosser — und mit dem Ränzel auf dem Rücken durchreiste ich Deutschland und suchte in der unglücklichen Zeit nach Frankreich zu kommen — dem einzigen Lande, wo man damals in meinem Handwerke etwas lernen konnte! — So kam ich am 15. October 1806 durch Jena und sah die langen Reihen Todter auf den Feldern und die abgeschnittenen Zöpfe daneben! Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen grausigen Eindruck meine Seele empfing. Ich nahm ein Gewehr auf und prüfte es; — hören Sie — ich weiß nicht, ob der Witz: „um die Ecke schießen" schon damals existirte, aber er konnte nur auf die preußischen Gewehre von damals sich

beziehen! Nein, ich habe wirklich nie mehr so etwas gesehen — es war das schlechteste, was man sich denken konnte, ebenso wie das französische Feuersteingewehr nach dem Modelle von 1779 die gelungenste, vollendetste Waffe war, die es damals gab. — Doch bitte, sagen Sie es mir, wenn ich Sie langweile — ich begreife ganz gut, daß für einen Laien dies alles wenig Interesse hat!"

„O, im Gegentheil — und übrigens so ganz Laie bin ich auch nicht! — Und seit dem Augenblicke bemächtigte sich Ihrer die Idee der Verbesserung der preußischen Waffen? —"

„Ja, seit dem Tage; — aber Sie können es wohl denken, wie verwirrt diese Idee in dem Kopfe des jungen Schlossergesellen hauste."

„Kamen Sie bis Paris?"

„Gewiß, und hier kann ich sagen, daß ich die Grundlagen zu dem erlernte, was ich später als Gewehrfabrikant geleistet habe. Ich wurde von dem tüchtigsten Officier jener Branche, der damals in Frankreich lebte — Sie werden seinen Namen vielleicht schon gehört haben — dem Obrist Pauli, vielfach beschäftigt, und ich habe etwas Tüchtiges unter seiner Leitung gelernt."

„Und die Idee der Verbesserung der preußischen Waffen verließ Sie nicht!"

„Nie, ich sann Tag und Nacht darüber nach, machte auch kleine Versuche, aber nichts gelang mir, denn ich betrachtete eben nur jenes Modell von 1779

als Grundlage aller Verbesserungen. Einen wirklichen Schritt nach vorwärts — und einen Riesenschritt — machte meine Idee, als Pauli, für den ich einige Stücke gearbeitet hatte, deren Anwendung ich nicht begriff, mir vertraute — es war im Jahre 1809 — daß der Kaiser ihn beauftragt hätte, ihm ein Gewehr, welches sich von hinten lade, zu construiren. Wo hatte Napoleon diese Idee her? War sie aus seinem Hirn entsprossen, existirte sie schon, oder war sie ihm eingegeben? Ich weiß es nicht; aber mir leuchtete sie mit einem Male ein, ich fühlte mehr, als ich es begriff, daß es die richtige, weil es die einfachste war (die Kindergewehre werden ja schon so geladen), und ich war Monate lang auf den Ausgang der Pauli'schen Construction so gespannt, daß ich vor Aufregung kaum schlafen konnte. — Diese Construction mißlang vollständig, d. h. sie war dermaßen complicirt, daß die Waffe in kundigen Händen eine äußerst gediegene, für Soldaten im Felde aber vollständig unbrauchbar war. Demungeachtet machte der Kaiser dem Pauli ein Geschenk von tausend Napoleond'or, gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion und ein Patent auf zehn Jahre. Pauli verlor nach diesem ersten und einzigen Mißerfolge den Muth und ließ die Hinterladungsidee fahren, bei mir aber schlug sie tiefe Wurzeln und gab mir die unumstößliche Ueberzeugung, daß diese Idee der eigentliche Kern der Verbesserung der preußischen Waffen sei!"

„Es hat Ihnen wohl viel gekostet, diese Ueberzeugung geltend zu machen?"

„Davon haben Sie keinen Begriff! Sie werden wohl schon die sprichwörtlichen Leiden und Qualen der Erfinder in irgend einem Buche gelesen haben. Ziehen Sie die physischen Qualen, die nicht mehr in unsere Zeit gehören, hiervon ab, und ich habe alles — alles durchgemacht, und das nahe an dreißig Jahre lang! Nun kam meine Erfindung der Zündmasse und der Nadel dazu — denken Sie sich die Revolution! Man hat mich für einen Wahnsinnigen gehalten!"

„Haben Sie denn auch besondere Feinde gehabt?"

„Gewiß, einen, der sich mir mit einer Ausdauer entgegengesetzt hat, die mich oft zur Verzweiflung brachte . . . und den ich heute, selbst nach dem Feldzuge in Böhmen, noch nicht besiegt habe! Das ist die Routine! Das ist eine arge Feindin, Herr Doctor, sie trägt die Uniform des Generals, wie die Jacke des Soldaten, so wie den Rock des Beamten im Kriegsministerium, und wehe dem, der gegen sie zu kämpfen hat! Ich könnte Tage lang mit Ihnen plaudern, wenn ich Ihnen alles das erzählen wollte, was ich gelitten habe, — und das wäre ganz gleichgültig gewesen; — aber wie lange ist meine Erfindung bekämpft, befeindet, untergraben, verleumdet und verhöhnt worden! Sie sagten mir vorhin, daß mein Name im Munde eines Jeden sei, der sich für die preußischen Erfolge interessire; glauben Sie, mein Name verdient es weniger, als die derer, welche ihre

Stellung benutzten, um für mich den Kampf mit der Routine auszukämpfen; denn mir allein wäre es wahrhaftig nie gelungen, diese Erfindung zur Geltung zu bringen."

„Wollten Sie die Güte haben, mir die Namen dieser Männer zu nennen?"

„Der damalige Hauptmann, jetzige General-Lieutenant a. D. von Priem und der verstorbene Flügeladjutant Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm III., General von Witzleben. Ich hatte eine Zündhütchenfabrik hier in Sömmerda, die erste damals in Preußen, errichtet und lieferte den Bedarf der Regierung. Bei den chemischen Manipulationen der Zündhütchenmasse fand ich das Geheimniß des Zündspiegels. Priem, der hierher detachirt war, sah meine ersten Versuche und gab sich nicht Rast und Ruh, bis er auch den General von Witzleben von deren Tragweite überzeugt hatte. Nun begann erst der Kampf; ich forderte, man solle Experimente machen, und man antwortete mir: — es wäre Unsinn! Der General sprach mit dem Könige, stellte ihm die Sache so dringend wie möglich vor, und dieser befahl, daß man sie examiniren möge. Man setzte mir auseinander, daß meine ganze Gewehrconstruction im Widerspruch mit der Braun'schen Theorie, die damals in Preußen und auch in Europa herrschte, — ja, daß sie geradezu Unsinn sei, daß das Gewehr mit der Munition beim zehnten Schuß von selbst losgehen müsse, in Folge der Unmasse von Zunder, welche

sich im hintersten Theile des Laufes anhäufen und entzünden würde, kurz, man setzte mir technisch so klar auseinander, daß ich ein Narr wäre, daß ein anderer als ich fest daran geglaubt hätte. Ich hatte nicht genug wissenschaftliche Kenntnisse, um die Braun'sche Theorie zu widerlegen — meine einzige Antwort auf alles, was man mir vorhielt, war: „Machen Sie Experimente.""

„Und Sie kamen endlich dahin, daß man Ihnen dies gewährte?"

„Ja, Dank dem unermüdlichen Streben Priem's und Witzleben's gelang es, den König zu bewegen, daß er den Befehl gab, meine neue Waffe zu probiren! — O, welch ein Tag, Herr Doctor! — das wird Niemand je beschreiben können, was ein Mensch fühlt, wenn er endlich am Ziel der ganzen Thätigkeit seines Lebens zu stehen glaubt, wenn ihm endlich die Gelegenheit gegeben wird, seinen Gegnern zu beweisen, daß das Ziel seines ganzen Lebens nicht ein eitler Traum gewesen."

„Wie mag Ihnen das Herz geschlagen haben!"

„Nein, Sie täuschen sich — ich war vollständig ruhig; meine einzige Furcht bestand darin, daß im letzten Augenblicke noch irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall die so sehnlich erwünschte Probe auf weitere Zeit hinausschieben würde. General Witzleben, den ich des Morgens traf, sagte, indem er mich den „Reformator der Gewehre" nannte: „Sie werden heute, wie Luther, ein Worms zu bestehen ha-

ben!" — In der Hasenhaide sollte das Experiment stattfinden, und Prinz August von Preußen präsidirte der Prüfungscommission, in welcher sich auch mein berühmter Gegner Braun befand. Ich hatte einhundert Patronen gebracht, die mit demselben Gewehre verschossen werden sollten. Die Commissäre lächelten, als sie diese Menge von Munition sahen, denn sie hatten ja vorhergesagt, daß nicht mehr wie zehn Schüsse fallen würden, ehe die Patrone von selbst explodirte. Ich sehe den Prinzen August noch wie heute, er saß auf einem ausnahmsweise hohen Pferde und hatte einen jener hohen Hüte mit Federbusch, wie sie unsere Generäle früher trugen, der unterm Kinn mit einem Bande befestigt werden mußte. Er war ein sehr wohlwollender Herr, und nach der Art und Weise, wie er mich ansah, schien es mir, als wenn er Mitleid mit mir hätte, — als wenn ich ihm leid thäte. — Und nun begann der dazu erwählte Schütze sein Schießen. — Es dauerte eine ganze Zeit, ehe die Herren von der Commission ihre ruhigen Gesichter verloren, — als aber Schuß auf Schuß fiel, als die Munition mehr und mehr sich verminderte, und als das Gewehr durchaus ihnen nicht den Gefallen thun wollte, zu explodiren, da wurden die Gesichter länger und immer länger! Ich war ruhig und freute mich über die aufrichtige Freude, die auf General Witzleben's Gesicht zu lesen war. Prinz August wurde sehr roth im Gesichte — er ritt im kurzen Trabe hin und her und warf ganz erstaunte Blicke auf die Hau-

fen von Patronen, die immer kleiner wurden. Und so ging das wenigstens zehn Minuten hintereinander fort — bis endlich der Schütze erklärte, nicht mehr schießen zu können, da der Lauf ihm die Finger verbrenne! — Es waren gerade fünfzig Patronen verschossen! Sie können sich denken, wie diese Herren aussahen, zumal da ich ihnen den Lauf öffnen ließ und jener hintere Theil, wo die Haufen von Zunder liegen sollten, so proper war, wie ein gewöhnliches Gewehr, aus dem man ein paar Schüsse gethan! — Prinz August zeigte eine innere Bewegung, die wirklich erstaunenswerth war! — „Weiter schießen!" befahl er, als der Lauf wieder etwas kalt geworden war ... und zehn Minuten später war keine Munition mehr vorhanden! In weniger als einer halben Stunde hatte dasselbe Gewehr einhundert Schüsse gethan — und keine einzige der Prophezeiungen der Herren Commissäre hatte sich erfüllt!"

„Und Sie triumphirten!" rief ich, „spät, nach langen Kämpfen, aber dennoch vollständig."

„Sie täuschen sich," sagte der alte Herr seufzend, „jetzt begann ein anderer Kampf, — jetzt fing man an zu behaupten, daß ein gemeiner Soldat nie die Handhabung meines Gewehres erlernen könne, und als diese Einwendung nach Jahren beseitigt wurde, tauchte eine andere auf, — und dann wieder eine andere; und als endlich — endlich mir eine bedeutende Lieferung aufgetragen wurde und ich diese vollendet hatte ... da wurden die neuen Waffen in's Zeug=

haus gestellt! — Gott sei Dank, daß unser Land lange Jahre eines segensreichen Friedens gehabt hat; denn wäre während der Fabrikation der Zündnadelgewehre unglücklicherweise Krieg ausgebrochen, ich glaube, ich wäre verzweifelt."

„Und immerfort erneuerte sich die Opposition?"

„Ja, ja! Doch lassen wir das! Gott sei Dank, das Ziel ist erreicht, und ich vergesse leicht und freudig alles, wenn ich glauben kann, daß meine Erfindung zu unseren Siegen beigetragen hat; — aber diese Zahlen, — diese große Zahl von Verwundeten, das bringt mich zur Verzweiflung — das beweist am besten, daß unsere Waffen noch nicht das sind, was sie eigentlich sein sollten und sein müßten."

„Aber wie wollen Sie durch eine Vervollkommnung unserer jetzigen Gewehre, deren Fehler, ich gebe es zu, Sie wohl beurtheilen können, wie wollen Sie die Verwundungen unserer Soldaten verhüten?"

„Natürlich nicht vollständig, aber doch muß der „Procentsatz" ein anderer sein, denn die Feinde dürfen ja gar nicht dazu kommen, eine so sichere Stellung einzunehmen, daß sie uns solche Verluste beibringen können!"

„Ich begreife nicht, wie Sie das verhindern wollen?"

„Sehen Sie," sagte er, „es ist wohl vorauszusehen, daß nach diesem Kriege die anderen Nationen fast alle die Zündnadelgewehre nach unserm Systeme in ihren Armeen einführen werden; sie kennen das

Geheimniß unseres Zündspiegels nicht, aber sie werden schon eine Composition auffinden, die die unsere mehr oder minder ersetzt, sie haben den Vortheil, alle die Fehler unserer Waffen genau beobachtet zu haben, und haben noch Zeit, bei ihren neuen Constructionen dieselben zu vermeiden, während wir uns mit dem behelfen müssen, was wir haben — und so werden in kurzer Zeit andere Nationen wiederum der preußischen in der Bewaffnung vorgekommen sein! Besonders von Frankreich fürchte ich viel; denn ich habe die größte Achtung vor der französischen Waffenfabrikation, und ich bin überzeugt, daß mit Ausnahme des Zündspiegels die Franzosen außerordentlich gute Zündnadelgewehre liefern werden und, wie gesagt, mit all den Verbesserungen, die es vielleicht zu spät ist, an den unseren vorzunehmen. In einem Worte, sie würden uns wieder in der Bewaffnung überlegen sein — und das darf nicht sein! — nein, das darf nicht sein!"

„Nun, dafür werden Sie schon sorgen, daß das nicht geschieht, Herr Geheimrath," sagte ich, indem ich den jugendlichen Eifer des alten Herrn bewunderte.

„Ja, wenn das Unglück geschehen, dann ist es zu spät!" sagte er. „Ich bin 78 Jahre alt, und es war meine Pflicht, schon im Voraus daran zu denken! Hier habe ich die Antwort auf die möglichen ausländischen Verbesserungen unseres Zündnadelgewehrs!"

Und er stand auf und nahm aus der Ecke neben seinem Schreibtisch ein Gewehr, welches er mir zeigte — ich war von dem fremdartigen Anblick dieser Waffe ganz frappirt. Er begann mir den Mechanismus zu erklären!

„Ich bitte, Herr Geheimrath," unterbrach ich ihn, „ich muß Ihnen voraussagen, daß ich gleich, nachdem ich die Ehre gehabt, mich von Ihnen zu verabschieden, unsere Unterhaltung, so treu wie sie mir mein Gedächtniß wiedergiebt, niederschreiben werde, und daß in wenigen Tagen Tausende von Lesern dieselbe im „Daheim" finden werden. Wollten Sie also die Güte haben, selbst zu bestimmen, wie weit ich in der Beschreibung dieser neuen Waffe gehen darf, deren Existenz selbst dem gesammten Publikum noch unbekannt ist!"

„Beschreiben Sie dieselbe gar nicht," erwiderte er, „sagen Sie einfach, daß dieselbe drei und ein halbes Pfund weniger wiegt als unser bisheriges Gewehr, — ganz von Eisen ist, — eben so weit und eben so sicher trägt, wie die jetzigen, — dem Soldaten beim Exerciren, beim Marschiren und besonders beim Schießen viel bequemer ist; — daß weder Feuer noch Wasser ihr im Geringsten schadet, — daß sie sich besser wie alle bisherigen Waffen zum Bajonnettfechten eignet, und daß — was bei einer großen Quantität doch auch nicht zu verachten ist — die

Herstellung derselben gegen drei Thaler das Stück billiger als der unserer jetzigen ist! Und nun werde ich Ihnen die Einrichtung des neuen Gewehrs zeigen, denn eine Waffe, die Hunderttausende in die Hände bekommen, muß so einfach sein, daß ein Jeder sich so schnell wie möglich in ihren Gebrauch hineinfinden kann!"

Und Herr von Dreyse gab mir in einigen Minuten die nöthigen Andeutungen; — ich machte alle Stadien des Exercitiums durch, ich trug das Gewehr auf alle nur mögliche Arten und versuchte — natürlich ohne Patronen — so oft und so schnell wie möglich zu laden und abzufeuern. Ich sagte vorhin schon, daß ich eigentlich kein Laie wäre, denn ich habe mit Gewehren aus den besten Fabriken der Welt, mit Gewehren eines jeden Kalibers, einer jeglichen Form geschossen und muß bekennen — ohne daß ich mein Urtheil im geringsten Grade für maßgebend betrachte, daß ich nie eine Militärwaffe gesehen und gehandhabt, die in so hohem Maße alle Anforderungen, die man an eine solche Waffe stellt, erfüllt. Ein nach Sömmerda in die Waffenfabrik detachirter Officier der Prüfungscommission, der mit diesem neuen Gewehre verschiedene Male geschossen hat, erklärte mir, daß es wenigstens eben so weit und so richtig trüge, wie die jetzigen Gewehre!

Noch mehrere seiner neu erfundenen Schießwaffen zeigte mir Herr von Dreyse — seine Wallbüchsen und

seine explodirenden Kugeln, die aus gewöhnlichen Gewehren geschossen werden können.

„Und dies?" — fragte ich, indem ich eine Art von Granate in der Hand wog! . . .

„Dies," erwiderte er lächelnd, — „ist eine Ueberraschung, die ich der Armee bestimme — sprechen wir nicht davon — so viel kann ich Ihnen nur sagen, daß, meiner Meinung nach, leichte Artillerie vor allen Dingen leicht sein muß, und bei allen Erfindungen, die ich bisher gemacht habe, war fast immer die Grundbasis meines Suchens: „wenig Gewicht.""

„Hat die Regierung schon Kenntniß von diesen Neuerungen?" fragte ich.

„Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Carl hat mich noch vor einigen Monaten besucht, meine sämmtlichen Arbeiten in Augenschein genommen, mich ermuthigt, fortzufahren, und mir sein großes Porträt mit eigener Widmung geschenkt!"

„Sie verglichen sich vorher mit den übrigen Erfindern," sagte ich, indem ich mich zum Gehen erhob — „Sie können doch nicht, wie diese, Ihrer Generation Undank und Vergessen Ihrer außerordentlichen Verdienste vorwerfen!"

„O, Gott bewahre!" rief er mit jugendlichem Eifer — „man ehrt mich mehr, als ich es verdiene, besonders unser Königliches Haus, das mich mit Ehren überschüttet hat. Ich habe Orden und Titel, meine Familie ist geadelt, und meine Fabrik hat mich reich gemacht! Ich kann meinem Königlichen Herrn

nur aus ganzer Seele danken, und bedauern, daß mir wahrscheinlich nur noch wenige Jahre übrig bleiben, um meine Erfahrungen der Verbesserung der preußischen Waffen zu widmen!"

Wir sprachen noch einige Zeit lang von den Ereignissen des Tages, und nachdem ich ihm meinen herzlichsten Dank für die mir bewiesene Freundlichkeit ausgesprochen, verließ ich ihn mit dem Eindrucke, den man sehr selten empfindet, einen Menschen gefunden zu haben, von dem man sich sehr große Vorstellungen gemacht hat — und der all diesen Vorstellungen vollständig entsprochen hat!

* * *

Gewisse Details über das Leben des Erfinders der Zündnadelgewehre konnte ich natürlicherweise von ihm selbst nicht erfragen, und mußte ich mich daher bei Bewohnern des Städtchens danach erkundigen.

Der berühmte Mann ist jetzt 78 Jahre alt und besitzt trotz dieses hohen Alters nicht allein eine vollständige Frische des Geistes, sondern sogar in seinem ganzen Aeußern ein so festes, energisches, thatkräftiges Ansehen, daß man ihn leicht zwanzig Jahre jünger schätzen könnte. Er steht, wie ich erfuhr, alle Morgen um vier Uhr auf und widmet den ganzen Tag seinen verschiedenen Erfindungen. Die Staatsfabrikation steht gänzlich unter der Leitung seines so hoch geachteten Sohnes, des Herrn Commissionsraths von Dreyse, und der Vater beschäftigt sich ausschließlich mit Verbesserungen und Vervollkommnungen der

von ihm erfundenen Waffe. Er hat dazu verschiedene Ateliers, zu denen er fast Niemandem den Zutritt gestattet, wo er mehrere Stunden des Tages selbst arbeitet. Bei schönem Wetter macht er täglich Schießübungen mit seinen Waffen auf den nahen Feldern, und man erzählte mir, daß seine eigene Gewissenhaftigkeit in der Prüfung seiner Erfindungen dermaßen ängstlich sei und sich so bis in die kleinsten Details erstrecke, daß oft Monate vergingen, ehe er mit diesem oder jenem Stück einer Waffe sich befriedigt erklärte; er läßt unaufhörlich ändern, unaufhörlich verbessern, und seine Aengstlichkeit ist hierin so groß, daß er selbst mit seinen Intimen, seinem Sohne sogar, nicht eher von irgend einer Erfindung oder Verbesserung spricht, bis diese ihn selbst befriedigt hat.

Ein Arzt, mit dem ich sprach, sagte mir, Herr von Dreyse habe sich dermaßen in die Zündnadelgewehre hineingelebt, daß nicht allein sein Leben davon abhinge, sondern daß er in seinem rastlosen Streben nach Vervollkommnung derselben diese wirklich bewunderungswürdige Thatkraft fände, um die junge Männer den Greis beneiden könnten.

„Bete und arbeite!" scheint nicht allein der Wahlspruch, sondern auch der innerste Kern seines ganzen Lebens zu sein. Er hat sein Geburtsstädtchen nicht allein berühmt, sondern auch durch Heranziehung von Tausenden von Arbeitern, Beamten und Militärs wohlhabend gemacht, und man kann sich leicht

vorstellen, mit welcher Anhänglichkeit und Liebe ganz Sömmerda an seinem weltberühmten Mitbürger hängt.

Zum Schlusse will ich noch eines Gerüchtes erwähnen, das überall in Sömmerda circulirt. Man sagt, daß binnen Kurzem Herr von Dreyse dem Könige von Preußen für die Armee neue, von ihm erfundene Kanonen zur Disposition stellen werde, die bestimmt sein sollen, in der preußischen Artillerie eine eben so große Revolution hervorzurufen, wie die Zündnadelgewehre es in der Infanterie gethan haben.*)

*) Das eiserne Gewehr, welches mir der jetzt verstorbene Dreyse in jener Unterredung zeigte, wurde bei der Prüfung aus „Detailgründen" verworfen, von denen der eine der war, daß ein Parademarsch mit solcher Waffe alles Ansehen verlöre.

Die Prophezeiung des alten Herrn in Betreff der damals noch nicht erfundenen französischen Hinterlader hat sich buchstäblich erfüllt; — es unterliegt heute nicht dem geringsten Zweifel, daß die Chassepotgewehre bei weitem den Dreyse'schen überlegen sind, wie der Erfinder letzterer es selbst voraussah.

Der Verfasser.

Der Unbekannte von Biarritz.

Aus dem Reisetagebuche eines Schriftstellers.

... Schreckliche Saison! — Langeweile au beau fixe! Vollständige Geisteserschlaffung bei drei Seebädern täglich und enormem Appetit! Die Arrondirung meines Ichs macht höchst bedenkliche Fortschritte, während der Geist bis auf mikroskopische Parzellen zusammenschrumpft! — Was thun? — Zur Abwechslung ein Seebad nehmen und den Tritonen mein Leid klagen — oder auf der Düne herumschlendern und den Damen fade Complimente sagen! — Alle meine Freunde sind von demselben Uebel angesteckt! — O Biarritz — Capua unseres besseren Ichs — deine Bäder und deine Küchen haben uns alle auf dem Gewissen! — Gestern traf ich den Legationsrath von R. aus Wien — er las ... nein, ich will nicht einmal niederschreiben, was er las! — Schrecklich ... schrecklich!

... Ich bemerke, daß die Langeweile hier als

Epidemie grassirt, und daß sowohl Franzosen als Ausländer, — sowohl das schöne Geschlecht, als auch ... das andere davon angesteckt sind! Bedenkliche Symptome zeigen sich überall — man erzählt von einem deutschen Assessor — aber ich glaube es nicht, daß er — eine Tragödie zu schreiben gedenke! — Das nennt man nun Sommervergnügen! Ich habe mich heute wiegen lassen und wiege elf Kilogrammes — nach deutschem Gewichte beinahe dreiundzwanzig Pfund mehr, als am Tage meiner Ankunft! — Aussicht auf eine Bantingkur nach der Rückkehr! — Schrecklich!

... Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist doch im Ganzen genommen etwas Großes! — Gestern sprachen wir im Hôtel von der grassirenden Langeweile, und gleich fand sich ein unternehmender Kopf, welcher eine Société anonyme vorschlug, „pour la protection des baigneurs contre l'ennui.“ — Ich glaubte, daß das alles Unsinn sei, und heute Morgen höre ich, daß die Genossenschaft constituirt ist, schon ein Dutzend Mitglieder beiderlei Geschlechts zählt und Aussicht auf bedeutenden Zuwachs hat. Ich werde mich heute Abend gleichfalls aufnehmen lassen! — Ich bin es meiner Familie schuldig! —

Acht Tage später geschrieben: ... Ich wiege drei Viertel Kilogrammes weniger, als vor einer Woche, — der Assessor hat seine angefangene Tragödie in's Feuer geworfen, — der Legationsrath liest nicht mehr das Werk ... das ich nicht nennen

will! — Es lebe die Genossenschaft! . . . wir sind fünfzig Mitglieder . . . die Langeweile ist todt in unserer Gesellschaft, und Niemand weint an ihrem Grabe! . . .

* * *

Ich habe es für nothwendig gehalten, diese Zeilen der nachfolgenden Episode voranzuschicken, damit der Leser erkennen möge, bis zu welchem Grade geistiger Abgestumpftheit ein Mensch kommen kann, wenn er sich dem dolce far-niente des Badelebens so gänzlich hingiebt, wie man es gewöhnlich in Biarritz und auch in anderen Bädern zu thun pflegt. Die Bildung der Gesellschaft, deren Authenticität ich verbürgen kann — hatte keinen andern Zweck, als uns geistig aufzurütteln, und dies gelang dermaßen, daß, wie ich gehört habe, in den nächsten Jahren die Bildung einer neuen derartigen Gesellschaft das erste war, was die Mitglieder der ursprünglichen unternahmen, als sie nach Biarritz zurückkehrten. —

Leider war die Idee eingerissen, daß das beste Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, das wäre, sich einige Originale der Badewelt zur Zielscheibe des Witzes auszuerwählen und durch geschickte Intriguen die lächerlichsten Katastrophen herbeizuführen. Ich kann immer noch nicht ohne Lachen jenes etwas beleibten Frankfurter Bankiers gedenken, von dem wir das Gerücht verbreiteten, er sei der Componist Richard Wagner, der nach dem Fiasco des „Tannhäuser" in Paris sich nur incognito zeige. Es entstanden

hierdurch die köstlichsten Verwickelungen, da die Zukunftsmusik sowohl Vertheidiger, als auch ganz entschiedene Gegner in Biarritz hatte und der Bankier, dessen Incognito streng geachtet wurde, sowohl Freunde als auch erbitterte Feinde fand.

Die nachfolgende Episode ist vollständig wahrheitsgetreu, und wie mir erzählt wurde, soll der Held derselben, den jedes Kind in Deutschland und jeder Erwachsene in der civilisirten Welt kennt, herzlich darüber gelacht haben, als er sie erfahren. Sie spielte vor einigen Jahren. — —

Eine Cavalcade, aus vier Damen und drei Herren bestehend, kommt langsam auf der Straße von St. Jean de Luz herangeritten. Es sind die Gräfin B., die verwittwete Marquise von F. B., Fräulein von L., alle drei Französinnen, und Donna Manuela de la S., eine Spanierin. Alle vier sind ausnahmsweise schön, ausnahmsweise geistreich — alle vier haben einen verschiedenen Typus, sowohl in ihrer Schönheit, als auch in ihrem Geiste! — Die drei Herren, die hinter den Damen reiten, sind weniger als diese dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu beanspruchen — es wäre denn des Contrastes halber . . . Der eine, der Graf B., ist ein Parisien pur sang, schon nahe den Vierzigern; der andere, ein junger Spanier, ein angehender Diplomat; der dritte . . . Schreiber dieser Zeilen.

Alle sieben sind Mitglieder der bewußten Gesellschaft, und wenn der Leser ihr Gespräch mit an-

hören will, so wird er die Gesellschaft so ziemlich in ihren Tendenzen kennen lernen.

„Sie hat gestern auf der Abendpromenade ein scharlachroth seidenes Kleid getragen," sagt die Gräfin, „haben Sie es bemerkt?"

„Ja, und dunkelgelbe Blumen in ihren gefärbten Haaren," setzt Donna Manuela hinzu, und indem sie ihr reizendes Köpfchen den Reitern zuwendet, sagt sie: „Giebt es scharlachfarbige Papageien mit gelben Federn auf dem Kopfe, Herr Doctor?"

„Die Race der Papageien, Sennorita," erwidere ich, „ist dermaßen vielfarbig, daß, obgleich ich nicht die Ehre habe, die von Ihnen beschriebene Species persönlich zu kennen, ich dennoch nicht den geringsten Zweifel an deren Existenz hege, und daß . . ."

„Sie sprechen wie ein Buch, Herr Doctor, — ich meine ein langweiliges Buch," unterbricht die Gräfin, und während ich mich verbeuge, fährt sie, zu Fräulein von L. gewendet, fort: „Wie weit sind Sie mit ihr, liebe Laura? Verzeihen Sie mir, aber Sie brauchen wirklich viel Zeit, um diese in Scharlach gebundene Elzevirausgabe wieder in das Antiquarium, wo sie hingehört, zurückzusenden."

„Bitte, gnädige Frau," sage ich, „sprechen Sie den Namen Elzevir nicht mit solcher Verachtung aus, er ist Tabu in erster Potenz."

Damit dem Leser dieser Ausdruck verständlich werde, muß ich hier beifügen, daß bei der Constituirung unserer Gesellschaft ausgemacht wurde, daß jedes

Mitglied irgend jemanden der Badewelt für „unantastbar“ erklären könne, und daß wir uns, wie die Südseeinsulaner, um einen solchen Unantastbaren zu bezeichnen, des Ausdruckes „Tabu“ bedienten.

„Aber lieber Herr,“ sagt die Gräfin, indem sie mir mit der Gerte droht, „man verzeiht Ihnen viel, da es am Ende nicht Ihre Schuld ist, daß Sie ein Deutscher sind, aber bitte, mißbrauchen Sie unsere Güte nicht!“

„Herr Graf, ich rufe Sie zu Hilfe! — Soll ich denn stets, ohne bei meinen Mitmännern Hilfe zu finden, den Sarkasmen dieser Damen ausgesetzt sein?“

„Liebster Herr,“ sagt der Graf, „ich bin dermaßen zufrieden, wenn meine gnädige Frau Gemahlin ihre Epigramme einem andern, als ihrem unterthänigsten Diener zuwendet, daß ich Sie ohne Mitleid ihr preisgebe.“

Die Reitgerte wendet sich dem Grafen drohend zu, und der Glückliche erhält als Belohnung seiner Impertinenz ... ein halb schmollendes Lächeln, welches dem Gesichte der schönen Dame einen noch liebreizenderen Ausdruck giebt.

„Sie thun mir Unrecht, Juliette,“ sagt Fräulein von L., „wenn Sie glauben, daß ich nicht alles anwende, um meine farbige Nachbarin in dem Wahne zu bestärken, daß der Kaiser jedesmal, wenn er ihr

auf der Promenade begegnet, sie fixirt und nachher mehrere Male nach ihr den Kopf umwendet ..."

Wir lachten laut auf.

„Gestern," fuhr Fräulein von L. fort, „bot sich mir die Gelegenheit dar, einen Hauptstreich zu führen, — hören Sie zu! Haben Sie schon auf der Promenade einen ältlichen Herrn gesehen, groß, kräftig gebaut, mit stark markirtem aber sehr wohlwollendem Gesichte? — Er trägt stets einen weiten Sommerpaletot und eine Art von formlosem Hut, den er wahrscheinlich mit einem Faustschlage auf seinem Kopfe befestigt, denn er hat immer eine Beule oben."

„Ja, ja," sagte die Gräfin, „ich kann mir denken, wen Sie meinen, es scheint irgend ein Landwirth zu sein ..."

„Gott bewahre," sagte die Marquise, „es ist sicherlich ein Dragonerofficier, Sie sollen ihn nur reiten sehen, so reitet wahrhaftig kein Landwirth."

„Es kann ja möglich sein," meint der Spanier, „daß er beides sei, früher Officier, jetzt Landwirth ..."

„Vive la diplomatie!" sagte der Graf, „sie weiß alles zu arrangiren, ich halte den Herrn ganz einfach für einen Rentier, der hier badet; er schwimmt par exemple ausgezeichnet."

„Und Sie, Herr Doctor?" sagt die Gräfin, „wollen Sie nicht die Güte haben, uns Ihre werthgeschätzte Meinung über jenen Herrn in kurzen, bündigen Ausdrücken zu geben?"

„Ich muß bedauern, gnädige Frau, ich habe ihn noch nie bemerkt ...“

„Aber wonach sehen Sie denn auf der Promenade?“

„Sie sind mir immer zu nahe, gnädige Frau, als daß ich meine Aufmerksamkeit auf einen ältlichen Dragonerofficier richten sollte.“

„Mein Herr!“ sagt die Gräfin mit komischem Ernste, „Sie werden so gut sein, wenn wir in's Hôtel zurückkommen, mir Ihren Paß vorzuzeigen. Sie geben sich für einen Deutschen aus, aber ich glaube nicht, daß Sie je einer gewesen, ich achte die Deutschen zu hoch, als daß ich sie für fähig halte, so fade Complimente ... zu begehen!“ — Man lacht, und Fräulein von L. fährt fort:

„Aber nun hören Sie! Gestern also auf der Promenade hat jener Unbekannte, wahrscheinlich von der Farbenpracht unserer Feindin geblendet, sie lange und scharf betrachtet; sie erzählte es mir, und ich erwiderte ihr, daß des Herrschers Gunst sie schon überall bemerkbar mache; sie erröthete unter ihrer Schminke und versprach mir, mich auf der Abendpromenade längs der Villa Eugenia aufzusuchen. Obgleich mir das eben nicht sehr angenehm war, so konnte ich doch nicht umhin, mich gestern Abend zu ihr zu setzen, da das Promeniren des starken Windes halber unmöglich war. Wir sitzen und plaudern über dies und jenes, als sie mich plötzlich anstößt und mit ihrem Fächer nach der Villa zeigt ... Der Kaiser kommt

langsam den Hügel heruntergeschritten. Die Arme wird über und über roth ... der Kaiser kommt uns näher — wir erheben uns und grüßen ... und ... wahrhaftig — ich bilde mir ein, daß Se. Majestät ein Mitglied unserer Gesellschaft ist, denn er fixirt wirklich meine Nachbarin ... Nun können Sie sich denken! ... Aber das ist noch nicht genug; von der nächsten Bank erheben sich die Gäste gleichfalls zum Gruße, und wir, die wir dem Kaiser mit den Augen gefolgt sind, bemerken, daß einer der sich Erhebenden jener Unbekannte mit dem eingedrückten Hute ist. Wer schildert jedoch unser Erstaunen, als Se. Majestät still steht, ein leises Zeichen macht, der Unbekannte sich ihm ehrerbietig nähert und beide die Promenade zusammen fortsetzen. Plötzlich drehen sich beide, ich weiß nicht weshalb, um, und: „Sehen Sie," sage ich leise, „Se. Majestät erkundigt sich bei seinem Begleiter nach Ihnen." Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was in ihr vorgegangen sein mag, sie sah wie ein Pfau aus! Nun schlage ich vor, daß die ganze Gesellschaft sie heute Nachmittag besonders ehrerbietig grüße, und ich werde das Feuer dermaßen schüren, daß, wenn ich übermorgen abgereist sein werde, Sie die Katastrophe, wenn es Ihnen beliebt, ausbrechen lassen können und auf solche Weise gar bald von dem scharlachrothen Kleide und den gelben Federn befreit sein werden."

Wir stimmten ohne Ausnahme dem Vorschlage der schönen Verschwörerin bei.

„Hm!“ meinte die Gräfin, „das bestärkt mich in meinem Glauben, daß es ein Landwirth sei. Se. Majestät soll sich viel mit Agricultur beschäftigen — vielleicht ein Runkelrübenbauer aus Arras, er hat ein nordisches Gesicht . . .“

„Es kann auch eben so gut ein Dragonerofficier sein,“ meinte der Spanier, „mit dem sich Se. Majestät über Remonten unterhält.“

„Hm! so familiär über Remonten?“

„Hm! so familiär über Runkelrübenzucker?“

Man lacht und setzt die Pferde in Trab, um schnell nach Biarritz zu kommen, da die Sonne bereits zu stechen anfängt und die Damen für ihren Teint fürchten. Einige hundert Schritt vom Kreuzwege, da, wo die Landstraße nach Bayonne abbiegt, sehen wir plötzlich einen kaiserlichen Wagen wenden und den Weg nach Bayonne einschlagen. Von Weitem erkennen wir, daß der Kaiser selbst den leichten Wagen à la Daumont kutschirt . . . plötzlich pariren die Damen ihre Pferde . . .

„Sehen Sie,“ ruft die Marquise, „den Herrn, der neben dem Wagen reitet und mit dem Kaiser zu sprechen scheint . . . sehen Sie die Beule im Hute? . . . unser Unbekannter! . . .“

„Aber . . . wer mag das sein,“ sagt der Graf, „mit dem Se. Majestät sich so familiär unterhält? Vielleicht irgend ein Senator der neuen Promotion . . .“

„Ich fange an zu glauben, daß ich Unrecht hatte,“

sagte die Gräfin, „er reitet prächtig, es ist doch vielleicht ein Dragonerofficier.“

„Oder auch ein Landwirth,“ versetzt der Spanier, „den Se. Majestät auf irgend eines seiner in der Umgegend gelegenen Güter begleitet.“

„Sie sind abscheulich mit ihren Widersprüchen, Don Pablo,“ sagt die Gräfin, „Sie sollen sehen, er ist nichts von allem, es ist ein Diplomat!“

„Ein Diplomat kann nicht so reiten,“ sagt die Marquise.

„Bitte, bitte, gnädige Frau ...“

„Ein Diplomat trägt keinen Schnurrbart,“ sagt Donna Manuela.

„Sehr richtig ...“

„Ein Diplomat hat keine Beulen im Hute!“ meint Fräulein von L. ...

„Und Sie, Herr Doctor?“ fragt die Gräfin, „Ihre kurzgefaßte Meinung, welche den Ausschlag geben soll?“

„Ich weiß nicht, gnädige Frau!“

„Vive l'Allemagne!“ ruft die schöne Dame, giebt ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und ... fort braust der Zug der finsteren Verschwörer ...

Am Nachmittage wollen wir mit verstärkter Kraft unsern Plan ausführen ... unsere Ordensbrüder, welche andere Hôtels bewohnen, sind benachrichtigt worden, daß es einen Hauptschlag gilt ... jedoch zu meinem Erstaunen sehe ich, daß eine gewisse Apathie

über unsere Damen gekommen, die ihnen sonst nicht eigen ist, wenn wir vor einem entscheidenden Schlage stehen . . . sie sind zerstreut . . . unaufmerksam . . . was hat das zu bedeuten?

„Meine Herren," sagt die Marquise, als wir auf- und abgehen, „ich erkläre Ihnen, daß ich mich spätestens morgen Abend langweilen werde."

„Ich sicherlich morgen früh" — sagt Donna Manuela.

„Und ich möchte nicht darauf schwören, daß bei mir die Krankheit nicht schon heute Abend zum Ausbruch kommt; — ich fühle schon alle Symptome."

„Ma foi," — meint die Gräfin, „Grund genug dazu wäre schon, — ich möchte nur erst wissen, ob er Gutsbesitzer oder Officier ist."

„Das ist es ja eben," meint die Marquise, — „giebt es etwas Langweiligeres, als einen ganzen Tag sich mit einem Menschen beschäftigen zu müssen und nicht zu erfahren, wer es ist?"

„Ich habe das Kammermädchen meiner Mama auf Kundschaft ausgeschickt," sagt Fräulein von L. — „dort kommt sie — wir werden erfahren . . . Nun, Felicité, bringst Du Nachricht?"

„Bestimmt, gnädiges Fräulein, — Se. Majestät ist heute Morgen nach Bayonne gefahren."

„Das wissen wir schon!"

„Und der General Prinz von der Moskowa saß im Wagen neben Sr. Majestät."

„Wohl möglich! ... aber wer ritt neben dem Wagen?“

„Der General Fleury, der General d'Abouville und ein Herr im grauen Hute.“ ...

„Gut — aber wer ist der Herr im grauen Hute, ... hast Du das nicht erfahren?“

„Bestimmt, Mademoiselle — es ist derselbe, der gestern Abend mit Sr. Majestät auf der Düne spazieren ging ...“

„Aber wie heißt er? — Wer ist es?“

„Ja, das weiß ich nicht, Mademoiselle ...“

Wir Männer lachen aus ganzem Herzen, — die Damen sind ungehalten.

„Meine Herren,“ — sagt die Gräfin, — „hier sitzen wir ... aber wir geben Ihnen das feierliche Versprechen, daß wir kein einziges Wort mit Ihnen wechseln werden, wenn Sie nicht augenblicklich unsere Neugier zu befriedigen suchen. — Sie haben hier unzählige Bekannte, — erkundigen Sie sich! — Seien Sie galant ...“ Ein Reiter nähert sich ... der Graf, der ihn kennt, macht ein Zeichen mit der Hand, daß er ihn sprechen wolle ... jener hält an ...

„Sage mir, Léon, — kennst Du jenen Herrn, der gestern Abend mit dem Kaiser promenirte?“

„Versteht sich! — Es ist der Marschall O'Donnel, der Herzog von Tetuan!“

Der Graf kehrt triumphirend zurück und verkündet seiner Frau die Antwort.

„Unsinn!“ meint Don Pablo, — „ich kenne den

Marschall, habe ihn zwanzig Male gesehen . . . doch warten Sie, dort kommt Jemand, der ganz Biarritz kennt."

Der Spanier nähert sich dem Neuangekommenen, richtet eine Frage an ihn und kommt dann wieder zurück.

„Es kann nur Herr Isaac Pereire sein, meint jener Herr —"

„Dann müßte er sich den Kopf abschneiden lassen," — sagte der Graf, — „der Bankier ist wenigstens anderthalb Fuß kleiner, aber desto dicker."

Diese Scenen wiederholen sich eine halbe Stunde lang, die barocksten Vermuthungen kommen an den Tag; bald soll es der Präsident der Handelskammer von Bordeaux sein, bald der Maler Gerôme, dann wieder ein General, ein deutscher Duodezfürst, — Lord Malmesbury, — der Bildhauer Klessinger, — ein Bruder des Fürsten Orloff, — kurz, lauter Vermuthungen, die sich alle widersprechen. So viel erfahren wir doch mit Bestimmtheit, daß er am Abend des vorigen Tages angekommen sei und eine Villa bezogen habe, die im Voraus schon gemiethet gewesen wäre; daß er gar keinen Hausstand habe, — nur einen Bedienten mit sich führe, alle Morgen um fünf Uhr ein Bad nehme, so wie ein zweites gegen Abend, — und seit zwei Tagen zu jeder Zeit des Tages denselben Paletot und denselben Hut trage . . .

Da zeigt man mir an, daß ein Brief für mich angekommen sei, und ich muß die Gesellschaft ver-

lassen. — Als ich ungefähr eine Stunde später zurückkehre, finde ich die Plätze leer, — man sagt mir, daß man auf der Promenade sei, und Fecicité vertraut mir, daß der Unbekannte in glänzender Hofequipage vorbeigefahren wäre — wahrscheinlich zur Audienz bei der Kaiserin, daß er einen wirklichen Hut, — meint die Zofe, aufgehabt, und daß ein breites, rothes Band aus seinem Frack hervorgesehen, — das Großkreuz der Ehrenlegion! . . .

Als ich auf der Promenade ankomme, sehe ich meine Mitverschworenen au grand complet — auf drei Bänken; zwei sich gegenüberstehende sind von acht Damen besetzt . . . die einem Manne, der zufälliger Weise hier vorbeikäme, das reizendste Schauspiel von der Welt darbieten würden; denn alle sind schön, alle sind elegant, etwas animirt, alle . . . doch was sehe ich? da sitzt noch eine neunte Dame, die . . . schrecklich . . . grünes Kleid mit rothen Blumen in den Haaren! . . .

Die dritte Bank ist mit vier Herren besetzt, zu denen ich mich begebe, und der Graf giebt mir die nöthigen Aufklärungen über diese kriegerischen Vorbereitungen. — Das neue Erscheinen des Unbekannten mit dem Großkreuze der Ehrenlegion hat die Neugier der Damen auf's Höchste gespannt, und da es den Männern nicht gelungen ist, ihn zu demaskiren, haben die Damen, die in überwiegender Majorität sich unter den Mitgliedern unserer Gesellschaft in Biarritz befinden, beschlossen, den Unbekannten „als

der Gesellschaft anheimgefallen" zu erklären, haben selbst in wenigen Minuten den Feldzugsplan ausgedacht und durch ein geschicktes Stratagem die beiden Affairen, — die des Unbekannten und die des farbigen Fräuleins, zusammengeworfen, um so die eine durch die andere zur Entscheidung zu bringen.

„Die Marquise hat ein entschiedenes Talent für Strategik," beendet der Graf seine Erklärung. — „Sie werden sehen, wie anmuthig der Krieg geführt werden wird, und wie in wenigen Tagen der Unbekannte es bitter bereuen wird, sich nicht gleich bei uns legitimirt zu haben."

„Kennen Sie die Details des Angriffs?" fragte ich.

„Versteht sich! Er ist eben so genial als einfach. Es ist beschlossen, daß der Unbekannte der Graf von Aquila sei, der Bruder des früheren Königs von Neapel. — Wenn auch in wenigen Tagen sein wahrer Name und Stand an den Tag kommen sollte, — das macht nichts — wir leugnen sie ihm weg. Jetzt kennen wir die Stunden des Tages, an denen er sich in's Bad und auf die Promenade begiebt. Die Damen werden sich so einrichten, daß er sie jedesmal auf seinem Wege trifft. Sie werden ihn stets ehrerbietig grüßen, — andere Damen werden sich nach und nach zu ihnen gesellen, und der Unbekannte wird keinen Augenblick vor dieser weiblichen Leibgarde sicher sein, — sie werden ihm überall mit Begrüßungen der tiefsten Ehrfurcht begegnen, — und

der arme Herr, er mag sein, wer er will, wird in einigen Tagen froh sein, seine Koffer packen zu können und seinen Quälerinnen zu entgehen."

„Aber wissen Sie denn immer noch nicht, wer es ist?"

„Natürlich, wie ich gesagt habe, einer der neuen Senatoren, — ich weiß seinen Namen nicht!"

„Das ist noch nicht gewiß, Herr Graf," — sagt der Spanier, „es kann auch eben so gut ein früherer General sein."

„Ja ... auch der Graf von Aquila selber, es wäre reizend, wenn wir zufälliger Weise richtig gerathen hätten, —. dann wären die theuren Damen aus ihrem Concepte! ..."

„Ich bin doch neugierig, diesen Herrn selbst zu sehen," — sagte ich.

„Das werden Sie in einigen Minuten," — erwiderte der Graf. — „Nachdem er seine Audienz in Villa Eugenia gehabt, ist er nach seiner Wohnung gefahren, hat den Frack mit dem Paletot vertauscht — und besonders den Hut mit der obligaten Beule auf den Kopf gestülpt und ist in's Bad gegangen. Deshalb eben haben sich unsere Damen hier auf den Posten gestellt; — doch ... hören Sie!"

„Attention, mes dames!" — ertönte die Stimme der Gräfin, „l'ennemi s'approche!"

Ich richtete mich auf und sah wirklich in der Ferne eine hohe, kräftige Gestalt auf uns zukommen. Der „geb'eulte" Hut bedeckte fast das Gesicht, und

ich konnte weiter nichts sehen, als daß der Fremde mit scheinbarem Wohlgefallen die Arme reckte — Zeichen, daß ihm das Bad gut bekommen war.

Unsere Damen hatten sich in Positur gesetzt, — einige bissen sich in die Lippen, um nicht zu lachen, und Fräulein von L. flüsterte leise ihrer Nachbarin etwas in's Ohr.

Immer näher kam der Unglückliche seinem Verderben, — ich verließ ihn mit keinem Blicke, und um seine Gesichtszüge deutlicher zu erkennen, hielt ich mein Lorgnon vor's Auge.

„Canoniers, à vos pièces!“ commandirt die Gräfin, während der Unbekannte mit einem kleinen Stöckchen Grashalme abschlägt, — da hebt er den Kopf in die Höhe und . . . doch was ist das? . . . ich kenne ja dieses Gesicht, auf dem sich der Ausdruck eiserner Energie mit dem einer gewissen Behäbigkeit so seltsam paart . . . dies Gesicht . . . dieser Schnurrbart . . . diese Haltung . . .

„Attention!“ ruft die Marquise schon leiser, denn er ist kaum mehr fünfzig Schritte entfernt.

Und ich stehe — und sinne . . . sinne . . . und immer deutlicher, klarer wird es vor meinem Geiste, daß dieser Mann mir bekannt sei, aber wer? . . . wer? . . . Da mit einem Male wird es Tag in mir, — eine unbeschreibliche Emotion bemächtigt sich meiner . . .

„Jetzt!“ . . . sagt die Gräfin — „der entschei=

dende Augenblick naht — Ruhe, meine Damen, und ..."

„Tabu ... tabu ... tabu!" — rufe ich mit lauter Stimme ......

Der Unbekannte ist ruhig durch unsere Mitte geschritten, — hat die Damen mit wohlgefälligem Lächeln gemustert und den berühmten Hut zum höflichen Gruß gelüftet! ... Dermaßen ist unsere Gesellschaft disciplinirt, daß ein einziges „Tabu" ... man denke!! ... eine so süperbe Idee acht schöner Frauen augenblicklich verändert hat. — Ich grüßte „meinen Schützling" — er sah mich an, — mochte wohl den Deutschen in mir erkennen, — schien verwundert, — erwiderte meinen Gruß sehr freundlich und — schritt weiter dem Städtchen zu.

Meine Feder ist unfähig, eine auch nur annähernde Beschreibung der flammenden Blicke zu geben, die mich trafen, als der Unbekannte aus dem Bereiche unserer Stimmen war. ... Tiefe Verachtung machte in diesen Blicken dem heftigsten Zorn den Rang streitig. ... Ohne mich eines Wortes zu würdigen, erhoben sich die Damen und schritten der Düne zu.

Der Graf rieb sich ... aber ganz im Verborgenen, die Hände ...

„Für das Königreich beider Indien, Monsieur le Docteur," — sagte er, — „möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken, aber ich amüsire mich köstlich."

„Nicht wahr, es ist ein Officier?“ ... sagte der Spanier.

„Sie haben vollkommen Recht ... es ist ein Officier.“

„Dachte ich's doch gleich, der Herr ein Gutsbesitzer ... Unsinn!“

„Pardon ... er ist Landmann gewesen und hat eine große Vorliebe für diesen Stand.“

„Und was sie alles gerathen haben ...“ meint der Graf lachend — „Diplomat ... haha!“

„Lachen Sie nicht, Herr Graf, man sagt, daß er einer der geschicktesten Diplomaten Europas sei.“

„Oho! — aber wie heißt denn der Vogel Phönix? ... Wer ist es? ... Nennen Sie ihn doch!“

Die Damen haben die Frage gehört, ihre Neugier überwältigt ihren Zorn, — sie stehen still, um meine Antwort abzuwarten.

„Es ist,“ — sagte ich mit langsam gezogener Stimme, — „es ist der preußische ... Ministerpräsident, der Graf von Bismarck-Schönhausen.“

Wie durch einen Zauberschlag wandten sich die Damen um, — aller Unwille war aus ihren Gesichtern entschwunden.

„... Ah, contez-nous! ... contez-nous! ...“ riefen sie, — „erzählen Sie uns von diesem merkwürdigen Manne.“

Und ich mußte erzählen — und alle hörten mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu ... mit Ausnahme der „Farbenreichen,“ die nicht zu verstehen schien, was die preußische Politik mit dem süßen Traume ihres Herzens gemein habe!

Am Rande des Kraters.

Aus der Mappe eines reisenden Schriftstellers.

„... Den Frauen läßt man doch nie Gerechtigkeit widerfahren!" sagte unsere schöne Begleiterin, als wir Resina verlassen hatten und an jenem berühmten Weinberge vorbeiritten, aus dessen Trauben der allbekannte Lacrimä Christi bereitet wird.

„Ich bitte, diesen Ausspruch zu motiviren," meinte der Präsident, dessen kurze, gedrungene Figur eine entfernte Aehnlichkeit mit der des unsterblichen Knappen des edlen und thatendurstigen Ritters von der Mancha hatte, der jedoch nicht, wie jener, auf einem Esel, sondern auf einem langen, magern Pferde sich hin und her schaukelte.

„Setzen Sie die gnädige Frau nicht in Verlegenheit, lieber Onkel," sagte der Lieutenant zur See, „hören wir schweigend ihre Orakelsprüche mit an!"

„Ich kann mich in Ihre stumme Disciplin nicht fügen," unterbrach der Maler, der neben der Dame

ritt, „die gnädige Frau sagte, daß man den Frauen nie Gerechtigkeit widerfahren ließe — ich fordere eine Erklärung, denn diese Worte scheinen eine Anklage gegen ihre Begleiter zu enthalten."

„Perche? come? di che modo?"*) ertönte eine heitere Stimme aus dem Nachtrab.

Die Dame wandte sich lächelnd um.

„Kommen Sie doch näher, Herr Doctor!" sagte sie, „meine Aeußerung war besonders gegen Sie gerichtet."

„Warten Sie, gnädige Frau, ein klein wenig; mein Pferd scheint sich eben mit dem meines Nachbars etwas zu erzählen; sehen Sie, wie sie die Köpfe zusammenstecken! Ich möchte wetten, daß das, was sie sich sagen, nicht gerade sehr schmeichelhaft für uns sei, jedenfalls nicht für meinen Nachbar, der sich etwas unbehaglich zu Pferde zu fühlen scheint!"

„Woraus schließen Sie das, verehrtester Aesculap?" sagt der Nachbar, „ich glaube, ich habe in meinem Leben schon mehr geritten, als andere Leute!"

„Andere Leute! Wieder ein Orakelspruch, eine Anspielung, die motivirt und explicirt werden müßte, nicht wahr, Herr Lieutenant?" sagte einer der Gesellschaft.

„Auf jeden Fall waren Sie damit nicht gemeint?" erwidert der Officier, „Sie, der Sie den halsstarrigen Pegasus so meisterhaft zu zügeln wissen!"

---

*) Warum? wie? auf welche Weise?

„Also?“ meint der Präsident, „warum läßt man den Frauen nie Gerechtigkeit widerfahren? Wir können doch unmöglich mit solcher Anklage auf dem Gewissen den Vesuv besteigen, denn wenn sie gerechtfertigt wäre, könnte ich es dem alten Brummbär wahrhaftig nicht verdenken, wenn er einen neuen Krater unter unseren Füßen öffnete und uns sammt und sonders verschlänge!“

„Brr! Herr Präsident, Sie jagen mir einen Heidenschrecken ein; ich will nur ein pater peccavi sagen,“ ruft der Doctor, „. . . ich bekenne, daß ich gestern Abend meine Zweifel darüber ausgesprochen habe, ob die gnädige Frau heute früh zur rechten Zeit bereit sein würde. Sie hat mich beschämt! Als ich fünf Minuten vor sechs auf der Station athemlos ankam, saß sie schon im Coupé! Ich bekenne es, — bekenne sogar noch, daß sie den Edelmuth so weit getrieben hat, von Neapel bis Portici, wo wir die Eisenbahn verließen, kein Wort über meine so ungerechtfertigten Zweifel fallen zu lassen!“

„Bravo, Doctor!“ versetzte der Poet, „ein offenes Bekenntniß der Schuld ist ein mildernder Umstand, — aber sollte denn Niemand von uns Allen sein Gewissen fühlen und Ihnen nachahmen? Sie schweigen Alle, meine Herren? Nun, so werde ich Ihnen sagen, inwiefern sie Recht hat, sich über uns zu beklagen.“

„Uns? . . . Sprechen Sie von sich!“ meint der mürrische Nachbar des Doctors.

„Von uns Allen spreche ich!“ ruft der Andere, „wir waren Alle gestern noch unschlüssig, von welcher Seite wir den Vesuv besteigen sollten, ob von Pompeji und Torre del Grecco, oder von Portici und Resina; von allen Seiten wurden uns die brillantesten Beschreibungen der beiden Touren gemacht, wir schwankten hin und her, unsere Reisebücher behandelten beide Touren mit einer ungewöhnlichen Unparteilichkeit, und es wäre vielleicht so weit gekommen, daß wir den Vesuv gar nicht bestiegen hätten, wenn die gnädige Frau nicht mit salomonischer Weisheit den Vulkan zwischen unserer Gesellschaft getheilt hätte. Unsere Freunde werden wohl jetzt schon in Torre del Grecco sein und sich mit uns oben vereinigen; wir werden uns unsere gegenseitigen Eindrücke mittheilen und einen doppelten Genuß erzielt haben. Alles dies verdanken wir der gnädigen Frau, und Niemand von uns hat daran gedacht, ihr eine Dankadresse zu votiren.“

„Abscheulich!“ sagt der Präsident, „wir sind wirkliche Südseeinsulaner! Gnädige Frau, wollten Sie die Güte haben, Ihr Pferd anzuhalten, damit ich in meiner Qualität als Nestor der Gesellschaft Ihnen eine Rede halten kann und . . .“

Doch die schelmische Dame hat ihrem Pferde mit der Reitgerte einen Schlag gegeben, und dieses eilt im starken Trabe davon. Die Herren folgen ihr so gut wie möglich, — eine dichte Staubwolke umhüllt die ganze Gesellschaft. So geht es fast eine Viertelstunde fort bis zu dem Punkte, wo man die Land-

straße verläßt, rechts einbiegt und über die Lava von 1858 die Richtung der Einsiedelei einschlagen muß. Von hier aus kann man höchstens im Schritt vorwärts, und die Dame hält ihr Pferd an, um einen Blick zurückzuwerfen. Nur vier Personen der Gesellschaft sind ihr zur Seite geblieben: der Maler, der Poet, ein Engländer ... und sogar der Lieutenant zur See, welcher auf dem ihm fremden Elemente seiner Flagge — trotz der sarkastischen Bemerkung des Schriftstellers — alle Ehre gemacht hat.

Aber welch ein Gelächter, als die am Kreuzweg Angekommenen rückwärts schauen! Der Doctor hält sich am Sattelknopf fest — sein Nachbar schwankt nach vorn und nach hinten — einer hat sogar den Hals seines Pferdes umschlungen — ein anderer hält sich verzweifelt an den Zügeln — und am Horizonte ... der beleibte Präsident, der, wie sein Neffe behauptet, „hohe See" hat! ... Endlich ist die Caravane wieder vollständig — und der Führer, den sie sich schon am vorigen Tage in Neapel bestellt, und der sie am besagten Kreuzwege erwartet, eröffnet den Zug über die versteinerte Lava.

Der Präsident hat seine rosenfarbige Laune durch den scharfen Ritt verloren, und seine Reden werden epigrammatisch.

„Ich entsinne mich," sagt er, als er wieder nahe der Reiterin ist, „daß die Neapolitaner über die Vorliebe des Vesuvs, seine Lava in der Richtung von

Torre del Grecco strömen zu lassen, ein Sprichwort haben. Wenn ich mich nicht irre, lautet es: „Napoli fa i peccati e la Torre del Grecco li paga“, was man verdeutschen könnte: „Was man in Neapel sündigt, muß man in Torre del Grecco büßen!“ “

„Uebersetzung à la Schlegel!“ sagt der Doctor; „aber die Anwendung?“

„Nun, ich finde es sehr vernünftig, daß die gnädige Frau die Route über Torre del Grecco nicht eingeschlagen hat, denn in Neapel . . .“

„Hab' ich mich versündigt?“ . . . fragt die schöne Frau lachend. —

„Nun, wenn vox populi sich nicht täuscht,“ — sagt der Präsident — „allerdings! — Es wäre doch, ich möchte fast sagen, Pflicht gewesen, Ihren Reisegefährten, mit denen Sie nun schon zum dritten Male, seit wir zusammen Venedig gesehen, zusammentreffen . . .“

„Nun was . . . was wäre meine Pflicht gewesen?“ fragt die Dame lächelnd, da der Präsident innehält.

„Jetzt kommt die Pointe,“ sagt der Schriftsteller, „das ist mein Handwerk, das verstehe ich — Sie werden sehen, — wir werden alle mit einem „Ah!“ die folgenden Worte des Herrn Präsidenten begrüßen!“

„Nun, zum Kuckuk!“ ruft jener, der durch diese Bemerkung etwas aus dem Concept gebracht ist — „ich kann es doch wahrhaftig Ihre Pflicht nennen,

uns Ihre Verlobung anzuzeigen, gnädige Frau!"

Wie der Schriftsteller es vorausgesagt — ertönt ein allgemeiner Staunesruf! — Die Dame lächelt nicht mehr — sie ist fast ernst geworden und dreht den Kopf dem Vesuv zu, — der Schriftsteller, welcher alle genau beobachtet, hat zwei eigenthümliche Bemerkungen gemacht: die eine, daß der wortkarge Engländer sich auf seinem Pferde spreizt und einen Blick voll Selbstbefriedigung auf die Dame wirft, — die andere, daß der Lieutenant zur See mit einem Male äußerst blaß geworden ist und die Spitzen seines Schnurrbartes zerbeißt.

Nach einer kleinen halben Stunde ist man an der Einsiedelei angekommen und hält einige Augenblicke still, um einen Rückblick auf die wirklich bezaubernde Landschaft, die sich zu den Füßen der Touristen ausbreitet, zu werfen. — Der Golf von Neapel liegt vor ihnen. Das Wetter ist klar und heiter, und ihr Blick, der von Sorrento bis zur Insel Procida schweift, trifft eine Küstenlandschaft, wie es in der ganzen Welt keine zweite giebt — und vor ihnen jener Golf, das schönste aller Meere, aus dem sie rechts, fast noch in Aether gehüllt, die Felsenküste von Ischia sehen, während die Insel Capri am südlichen Horizonte wie eine Oase in dem blauen Meere sich wiederspiegelt. Sprachlos genießen sie eine Zeit lang den herrlichen Anblick.

Jener mürrische Nachbar des Doctors ist der

erste, der wieder zu Worten kommt; sein Pferd hält etwas seitwärts mit dem des Doctors, von den anderen getrennt. Er beugt sich zu seinem Nachbar hin und sagt leise: „Sie wollten mir ja schon lange erzählen, wer die gnädige Frau ist, denn ich bin nicht mit ihr in Florenz und Rom zusammen gewesen.“

„Einen schönen Augenblick wählen Sie zu vertraulichen Mittheilungen,“ erwiderte der andere heiter — „ich weiß übrigens nicht viel mehr als Sie und alle anderen. — Sie ist die Wittwe der alten Excellenz von W. aus H., noch nicht 25 Jahre alt, reist in Begleitung ihrer Tante, der Mutter jenes Engländers da vorne — ist liebenswürdig, geistreich, höchst gebildet ... weiter weiß ich wirklich nichts! ...“

„Aber kennt sie denn Niemand? — Sie sind ja, als ob Sie alle alte Bekannte wären!“

„Haha, lieber Herr — wir sind alle alte Touristen, und unter uns herrscht eine gewisse Freimaurerei; wir kennen uns alle, obgleich wir uns nie gesehen, und werden auf Reisen in 24 Stunden gute Freunde, wenn wir das erste erforderliche Requisit eines wahren Touristen, die Heiterkeit, haben. Niemand kennt die gnädige Frau, vielleicht mit Ausnahme des Lieutenants, der sie ein paar Mal in Berlin gesehen haben will — und dennoch sind wir alle gute Freunde ... auf dem Vesuv!“

„Aber wie kann man denn mit Leuten, die man gar nicht kennt ...“

„Galerien besehen und den Vesuv besteigen? Ja, das ist wahrhaftig unbegreiflich leichtsinnig! . . . Hahaha!"

Die Cavalcade setzt unterdessen ihren Weg fort, und unter heiterem Geplauder, geistreichen Bemerkungen, zu denen fast ein jeder, mit Ausnahme des Nachbarn des Doctors, seinen Beitrag liefert, ist man bis zum meteorologischen Observatorium gekommen, von wo aus man in ungefähr drei Viertelstunden bis zum Fuße des Kegels gelangt, welcher zum Rande des Kraters führt:

Vielleicht würde es einem aufmerksamen Beobachter gelungen sein, die Entdeckung zu machen, daß ein Schleier von Mißstimmung sich über einige Personen der Gesellschaft gelegt hat, und daß es ihnen trotz aller Anstrengung nicht vollkommen gelingt, denselben zu verscheuchen. Die gnädige Frau macht oft sehr brüske Bewegungen, — der Lieutenant zur See bildet den Nachtrab und scheint tiefe Betrachtungen über die Lava anzustellen, denn sein Auge ist finster vor sich hin gerichtet, und dieser junge Mann, der vor einigen Augenblicken noch so überaus heiter und lebenslustig dreinschaute, scheint jetzt das Bild, wenn auch nicht der Verzweiflung, jedoch eines Menschen, dem ein herbes Leid begegnet, und der all seinen männlichen Muth zusammennehmen muß, um mit kalter Vernunft die Trümmer irgend eines Luftschlosses von seinem Herzen zu wälzen. — Von Zeit zu Zeit nähert sich der Engländer, eine lange, blonde

Gestalt mit mächtigem Backenbarte und regelrechtem Scheitel am Hinterkopfe, seiner Cousine und sagt ihr einige Worte auf englisch, die diese jedoch sehr einsilbig oder gar nicht beantwortet!

Wie gesagt, alles dies hätte man ganz gut beobachten können, aber man besteigt gewöhnlich den Vesuv nicht, um psychologische Studien zu machen, und der Schriftsteller, der anfangs seinem Hange dazu nachgegangen, ist bald von den ihn umgebenden Naturwundern dermaßen berauscht, daß sein Blick von der öden, farblosen und doch so hoch majestätischen Steingegend, in der er sich befindet, über die Paradiesespracht zu seinen Füßen streift und sein Geist sich von seinen Begleitern vollständig trennt.

„He! conduttore!" . . . ruft der Doctor dem Führer zu, „wie weit haben wir noch bis zum Kegel? Die Sonne fängt an, barbarisch zu stechen —"

Dieser legt die Hand vor die Augen, wirft einen Blick nach vorwärts, und ohne zu zaudern, antwortet er:

„Fünfundzwanzig Minuten, Excellenz!"

„Und von da bis oben?"

„Das kommt darauf an, wie die Excellenzen steigen!"

„Und er senkt den Blick wieder zur Erde, stößt mit dem Stocke auf die Lava und schreitet rüstigen Schrittes vorwärts.

Diese Frage des Doctors hat die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Führer gelenkt. Es ist ein

Mann von einigen vierzig Jahren, mit scharf ausgeprägten Zügen, aus denen Kraft und Energie sprüht. Seine Gesichtsfarbe ist bräunlich-blaß, und der lockige Bart, sowie das Haar, welches aus seiner Fischermütze hervorsieht, sind fast weiß. Seine Kleidung ist die traditionelle des Lazzaroni: offenes Hemd, kurze leinene Hosen, die den ganzen unteren Theil des Beines entblößt lassen, und eine tuchene Jacke über den Arm geworfen. Die lange, wollene, tunesische Schärpe, die er um die Hüften geschlungen hat, ist roth und blau gestreift, und der Griff eines Messers schaut aus derselben hervor. Im Gegentheil zu all seinen Landsleuten ist er äußerst wortkarg, und sein düsterer Blick giebt seiner ganzen Erscheinung etwas Eigenthümliches, das seinen Eindruck auf die Gesellschaft nicht verfehlt — besonders auf den Maler, der sich das Versprechen giebt, den Vesuv nicht eher zu verlassen, bis der „pittoreske" Führer einen Platz in seinem Skizzenbuche gefunden hat.

Man ist am Fuße des Kegels angekommen und von den Pferden gestiegen. Die des Reitens ungewohnten Herren strecken die gelähmten Glieder und verlangen „zehn Minuten Aufenthalt", ehe sie die ermüdende Ersteigung bis zum Krater beginnen. Eine Unmasse von Weibern und Kindern befindet sich hier seit Sonnenaufgang schon, die den Touristen Eier anbieten, die sie in der glühenden Asche des Kraters hart kochen können. Der Preis dieser Eier ist durch den Transport im Verhältniß der Höhe des Vesuvs

über dem Meeresspiegel gestiegen; denn unter einem halben Franken (4 Sgr.) will keine von den Verkäuferinnen das Stück hergeben. Der Nachbar des Doctors räsonnirt furchtbar und macht beißende Anspielungen über das Brigantenthum, welche glücklicherweise die Bäuerinnen von Gremano und Camaldoli nicht verstehen ...

„Nun, Herr Lieutenant!" sagt die Dame, „jetzt ist der Wunsch, den Sie in meiner Gegenwart im vorigen Jahre in Berlin aussprachen, bald erfüllt; in einer halben Stunde werden wir in den Rachen des Ungethüms schauen ..."

„Ja, gnädige Frau, ich bin ein sehr glücklicher Mensch, alle meine Wünsche erfüllen sich! ..."

Der junge Mann hatte diese Worte mit einem so eigenthümlichen Klang in der Stimme gesprochen, daß die Dame erstaunt ihren Blick zu ihm erhebt; seine angegriffenen Züge scheinen sie zu frappiren, eine Secunde scheint sie unschlüssig, dann wendet sie sich an den alten Herrn ...

„Apropos, Herr Präsident!" sagt sie, „in welche Gesellschaft von Klatschschwestern sind Sie denn eigentlich in Neapel gefallen, ich bin Ihnen ja noch eine Antwort auf meine Verlobungsanzeige von vorhin schuldig! Es ist das erste, was ich davon höre; es ist doch wahrhaftig schön, daß es gute Seelen in der Welt giebt, die sich einer Wittwe annehmen, ich hätte indessen doch verlangen können, daß auch ich davon benachrichtigt würde."

„Uova; Excellenza, uova!“ schreit ein kleiner Junge neben dem Lieutenant ... „vuol uova?“

Der erste Officier am Bord einer Corvette Sr. Majestät kauft dem Kleinen seinen ganzen Eiervorrath ab, bezahlt, was jener verlangt, giebt ihm noch einige Soldi mehr, — hat mit einem Male das Wort wiedergefunden, sieht ganz anders wie vorher aus und macht seinem Oheim Complimente über dessen stattliche Haltung zu Rosse.

Die Dame hat diese plötzliche Veränderung des Officiers wohl bemerkt, und eine leichte Röthe überhaucht ihr Gesicht.

„Avvanti, Signori!“ ruft der Führer, „es wird Ihnen sonst viel zu heiß!“

Der Zug setzt sich im Augenblick in Bewegung, wo noch einige andere Touristen zu Pferde angelangt sind, die sich ihm anschließen.

Die frühere Heiterkeit ist wieder zurückgekehrt, und das Lachen über den Doctor, seinen Nachbar, den Präsidenten und Andere, welche gewöhnlich auf dem mit Asche bedeckten Abhang zwei Schritte zurückrutschen, wenn sie einen nach vorwärts gemacht haben, erneuert sich von Minute zu Minute, jedoch hört es bald auf, da die Dame, der Maler, der Schriftsteller und der Lieutenant, welche von Anfang an schon die Avantgarde gebildet haben, bald den Anderen dermaßen vor sind, daß sie die Turnübungen ihrer Gefährten gar nicht mehr sehen. Auch der Engländer ist ihnen eine Zeit lang gefolgt, jedoch ist er bei

einem Fehltritt seiner ganzen Länge nach hingefallen und hat sich nur mit Mühe und mit Hilfe des Lieutenants, der ihm zugesprungen ist, wieder erheben können!

Die Dame lächelt, als sie die Bereitwilligkeit des Officiers, ihrem Vetter zu helfen, sieht.

Endlich ist die ganze Caravane oben! ... Langsam geht man um den Krater herum, vom Führer aufmerksam gemacht, daß die größte Vorsicht nothwendig sei, da das Terrain zu nahe am Rande leicht unter den Füßen weichen könne und nicht selten ein Unglücksfall geschähe.

Der Nachbar des Doctors hält sich zehn Schritte zurück und kann kaum bewogen werden, sich etwas zu nähern, um seine Eier kochen zu lassen und irgend ein Geldstück in die wie ein Bächlein sich hinunterwindende Lava zu drücken, obgleich er sich versprochen hat, sowohl das Ei als auch den verhärteten Lavaabdruck mit nach Hause zu nehmen und dort in der Putzstube seiner Frau auf den Nipptisch zu legen.

Fast eine Stunde lang haben die Touristen oben zugebracht, als sie von Torre del Grecco her die andere Hälfte ihrer Gesellschaft kommen sehen. Sie berechnen, daß dieselbe wohl eine gute halbe Stunde brauchen wird, ehe sie oben ist; und da sie nicht so lange warten wollen, so schreibt die Dame ein paar Bleistiftzeilen, befestigt dieselben an einen Stock, welcher, so gut es geht, in die Asche gepflanzt wird.

„Die Stadtpost des Vesuvs verdankt Ihnen,

gnädige Frau, ihre Entstehung," sagt der Doctor, und der Rückzug beginnt bis zum Fuße des Kegels, wo, wie die Dame ihren Freunden schriftlich angezeigt, man dieselben eine halbe Stunde erwarten wolle.

Das Heruntersteigen des Kegels geschieht in fünfzehn Minuten, aber es bedürfte eines ganzen Bandes, um die Zufälle, die den heiteren Touristen begegnen, zu beschreiben. Niemand konnte sich rühmen, aufrecht hinuntergekommen zu sein, und das war, wie der Doctor sagte, sein einziger Trost.

Die fröhliche Gesellschaft lagert sich am Fuße des Kegels, um die den Freunden bewilligte halbe Stunde auszuharren.

Der Präsident, am Arme des bösen Doctors, genießt den Anblick der herrlichen Landschaft, der Mann mit dem mürrischen Gesichte läßt sich von einem Italiener das Moraspiel erklären und verspricht sich, es seinen Kindern zu lehren, da er es für viel moralischer, als das Murmelspiel hält, der Maler versucht sein unersättliches Skizzenbuch zu füllen, der Engländer schaut gen Pompeji und fährt mit seinen langen Fingern durch seinen langen Bart, und der Lieutenant, so wie der Schriftsteller liegen auf Steinblöcken und hören den Worten des Führers zu, welcher in malerischer Stellung der Dame soeben seine Geschichte erzählt.

„Ja, Excellenz!" sagt er, „es ist oft ein trauriges Dasein, das unsere; wir sind unserer zu viele, um zu etwas zu kommen; und doch würde alles gut

gehen, wenn der heilige Genaro uns seinen Schutz angedeihen ließe!“

„Wie lange seid Ihr nun schon Führer?“ fragte die Dame.

„Seit 25 Jahren, Excellenz, und habe nicht so viel erübrigen können, daß ich einmal zu Hause bleiben könnte . . . wenn ich wollte . . .“

Die Stimme des Lazzaroni zitterte leicht bei diesen letzten Worten . . .

„Zu Hause bleiben? Wie soll ich das verstehen?“ sagte die Dame.

„Nun!“ und das sonnverbrannte Gesicht des Führers wurde fast verstört — „es giebt ja solche Zufälle, Excellenz, zum Beispiel wenn man im Hause eine kranke Tochter hat . . . und niemand, um sie zu pflegen.

„Ist das Euer Fall?“ fragte die Dame rasch . . .

„Ich will's gestehen, Excellenz, es ist so! Es war ein frisches, schönes Ding, meine Griselda, die Madonna schütze sie! Da kam sie vor vier Jahren nach Neapel, wo ich sie in Dienst bei einer auswärtigen Familie gegeben hatte. Sie wissen, Excellenz, wir sind arme Leute und leben fast ganz von den Signori forestieri; sie hat sich sehr gut betragen, denn als die Familie abreiste, hat sie ihr recht schöne Geschenke gemacht, aber seitdem ist mein armes Kind krank und wird von Sommer zu Sommer kränker! San Genaro schlägt mich hart, denn es ist mein ein-

ziges Kind, Excellenza, und ihre Mutter liegt im Grabe seit beinahe zehn Jahren!"

„Aber was fehlt Eurer Tochter denn —?"

„Die Madonna mag es wissen; die guten Weiber nennen es malincuore (Herzleid)."

„Was meint denn der Arzt?"

„Oh, Excellenza scherzen? Wie können wir armen Leute uns einen Arzt kommen lassen! Heute Nacht war sie ausnahmsweise krank ... o heilige Madonna, schütze sie während meiner Abwesenheit!"

„Wo wohnt Ihr?" fragte die Dame nach einigen Augenblicken Nachdenkens.

„Auf der Straße nach Resina, Signora, gleich neben dem Kreuzwege, von wo aus man den Berg besteigt ..."

Die Dame erhebt sich und giebt das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Trotz aller Reclamationen derjenigen, die noch bleiben wollen, schickt sie sich an, wieder zu Pferde zu steigen. Da die Herren ihren festen Willen sehen, lassen auch sie sich ihre Thiere vorführen, und bald setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

„Wollten wir denn nicht in der Einsiedelei etwas Halt machen?" fragt der Präsident, als man bis dahin gekommen ist.

„Es ist zu warm!" erwidert die Dame, „ich sehne mich nach Resina und nach Schatten ..."

„Und ich nach einem Frühstück," sagt der Doctor.

„Wer weiß, welches Frühstück Sie erwartet, Doctor!“ sagt die Dame.

„Keine böse Omen, um Gottes willen, gnädige Frau!“ versetzt jener, „ich versichere Sie, ich habe den prosaischsten Hunger, den je ein Deutscher gehabt.“

Als man auf der Landstraße ankommt, ruft die Dame den Führer zu sich.

„Wo ist Euer Haus?“ fragt sie.

„Dort rechts, Excellenza ... die kleine gelbe Hütte; ich muß hinein, sehen, was mein Kind macht ...“

„Doctor!“ ruft die Dame, „kommen Sie doch näher, ich muß Ihnen die Strafe dictiren für Ihre Beleidigungen von gestern ...“

„Nach dem Frühstücke, gnädige Frau! — O bitte, bitte, nach dem Frühstücke!“

„Nichts! Keine Gnade! Hier heran! ... So! ... Nun werden Sie so gut sein, mit mir in gestrecktem Galopp bis zu jener gelben Hütte zu reiten, das soll Ihre Strafe sein, aber sitzen Sie fest, sonst fallen Sie; en avant!“

Und nolens volens hat die schöne Frau den vorsichtigen Reiter mit sich fortgerissen, und beide verschwinden bald in einer Wolke von Staub.

Plötzlich parirt der Lieutenant sein Pferd — ein Gedanke scheint ihm seit einigen Augenblicken gekommen, der ihm keine Ruhe läßt.

„Mann!“ ruft er dem Führer zu, „lauft nach, — schnell jener Signora nach, der Herr, den sie mit sich

führt, ist ein Arzt, und ich wette, sie führt ihn Eurer Tochter zu."

Der Lazzaroni stößt einen Schrei aus, wirft seine Mütze in die Luft und beginnt einen so heftigen Lauf, daß er wenige Augenblicke nach den Pferden sein Haus erreichen muß! — Langsam folgt die Caravane, der der Schriftsteller die ganze Erzählung des Führers wiederholt. — Als man vor der Hütte ankommt, stehen die beiden Pferde an einem Baume angebunden; man beschließt, die Zurückkunft des Arztes abzuwarten, und steigt ab. . . . Von innen muß man die Ankunft der Gesellschaft bemerkt haben, denn die Stimme der gnädigen Frau ertönt durch das geöffnete Fenster; sie bittet ihren Vetter in englischer Sprache, ihr das Necessaire, welches in der Tasche am Sattelknopf hängt, zu bringen. — Der junge Mensch gehorcht ihr, nimmt das Täschchen und trägt es selbst hinein.

Der Lieutenant geht mit dem Maler rauchend auf und ab — der Schriftsteller hat sich auf eine Bank gesetzt und schnitzelt; plötzlich hebt er den Kopf auf und stößt einen Schrei aus . . . der Engländer steht neben ihm, bleich wie eine Leiche . . . mit stierem Blick und am ganzen Körper bebend! . . .

Man springt ihm zu Hilfe, man fragt, man ruft den Doctor, ein unendlicher Wirrwarr. . . . Der junge Mann schwankt — stößt einige unverständliche Worte aus und fällt ohnmächtig zu Boden.

Im Wirthshaus zu Resina hat man einen Wa-

gen gefunden, in welchem man den jungen Engländer bis nach Portici bringen kann. Der Doctor hat ihn untersucht, zur Ader gelassen und meint, daß wahrscheinlich ein Sonnenstich der Grund seines plötzlichen Unwohlseins sei . . . er phantasirt nicht, spricht sogar ganz vernünftig und unterhält sich leise mit seiner Cousine, die ihm mit gefurchten Brauen zuhört. — Als der Kranke in den Wagen gebracht wird, erklärt die Dame, daß sie noch einmal nach der Hütte des Führers zurück müsse, und verabschiedet sich von der Gesellschaft.

„Wissen Sie," sagt der Maler zum Schriftsteller, „daß hier Stoff zu einer Novelle wäre, wenn Ihre Phantasie den Sonnenstich in . . . etwas anderes umändern wollte, prachtvolle Decoration — der feuerspeiende Vesuv im Hintergrunde . . ."

„Vielmehr zu einem Drama," erwidert der Schriftsteller, — „denn der Doctor hat mir gesagt, daß das arme Mädchen nicht bis morgen leben würde — sie hat den höchsten Grad der Auszehrung —"

„Hm! . . . Hm! . . ." meint der Maler leise, „ich wäre doch neugierig, zu erfahren, wo das arme Mädchen vor vier Jahren in Neapel conditionirt hat . . ."

„Sie haben meine Gedanken errathen," versetzt der Andere — „das wäre ja ein ganzer Roman, wir wollen doch einmal Lady *** fragen, ob ihr Sohn nicht vor vier Jahren in Neapel war!"

Man kommt in Neapel an, man verabschiedet

sich, man geht seinem Vergnügen nach . . . hört, daß der Engländer außer Gefahr sei, macht Ausflüge, besucht Monumente und Galerien und — trennt sich von einer ephemeren Bekanntschaft, deren Reiz eben nur darin besteht, daß sie so flüchtig und oberflächlich ist.

* * *

Im vorigen Jahre befand sich einer jener Vesuvbesteiger in Kiel und wünschte die dort vor Anker liegende preußische Flotte zu besuchen. Man sagte ihm, daß er dazu eine Erlaubniß haben müsse, und da er nicht wußte, an wen er sich zu wenden habe, richtete er diese Frage an einen bei ihm vorbeigehenden Seeofficier. Dieser gab ihm Bescheid, sah ihm aber scharf in's Gesicht, — reichte ihm lachend die Hand und sagte: „Kommen Sie, ich werde selbst Ihr Cicerone sein; wenn man zusammen Lacrimä Christi getrunken und Eier auf dem Vesuv gesotten hat, kann man auf Sr. Majestät Corvette *** mit dem ersten Officier derselben auch eine Flasche Rheinwein trinken."

„Ei, Herr Lieutenant, sind Sie es? . . . Wahrhaftig, ich freue mich herzlich, Sie zu sehen; was macht der Herr Präsident, Ihr Onkel?"

„Immer wohl auf! — Er spricht oft und gern von unserer Vesuvbesteigung — obgleich dieselbe so unangenehm — fast tragisch geendet."

„Ja, ich entsinne mich, das arme Mädchen ist gestorben."

„Und in Folge dessen ist Sir Francis B. be-

denklich krank geworden und hat nach England, kaum halb genesen, gebracht werden müssen ..."

„Und nicht wahr — Sir Francis kannte unseres Führers Tochter ...?"

„Ja, lieber Herr," unterbrach der Capitän-Lieutenant lächelnd, „danach müssen Sie sich bei meiner Frau erkundigen, die ich Sie übrigens bei Ihrer Rückreise in Hamburg zu besuchen bitte, aber ich warne Sie! — sie ist nicht gut auf ihren Vetter zu sprechen!"

Der tolle Jochim.

I.

„. . . Aber um Gottes willen, Mensch! welch eine Katastrophe hat Dich zu solch einem verzweifelten Entschluß gebracht?“ rief der Baron, indem er wie eine Granate in das Besuchzimmer seines Freundes, des Assessors, eindrang.

„Katastrophe? . . . Entschluß? . . . Ich verstehe nicht,“ erwiderte jener verwundert.

„Nun, dann Gott sei Dank, ist es nicht wahr! . . . die Haare standen mir zu Berge, ich habe eine Furcht ohne Gleichen ausgestanden . . . man hat in diesem Jahre so viele Beispiele von Geisteszerrüttung gehabt, daß . . .“

„Vielen Dank! . . . daß Du mich für wahnsinnig hieltst, — aber aus welchem Grunde? . . . dürfte ich mir doch wohl erlauben, Dich bescheiden zu fragen —“

Der Baron räusperte sich, sah seinen Freund mit jovialem Gesichte an und sagte dann: „Ja, verrückt — oder einer der wenigen vernünftigen jungen Juristen, welche die preußische Monarchie aufzuweisen hat.“

Der Assessor wandte sich um und demaskirte so dem Blick des Barons zwei junge Leute, welche dieser bei seinem Hereinstürzen gar nicht bemerkt hatte. — Er stellte vor: „Meine Freunde, die Herren Referendaren ...“

Doch der Baron unterbrach ihn durch ein schallendes Gelächter. „Famoses Schicksal!“ rief er, „ein reizendes Epigramm der launischen Göttin! Ist mir aber schon oft so gegangen; wahrhaftig, all mein Witz wird sich noch in meinem Hirne versteinern; denn jedesmal, wenn ich ihn gegen einen Stand loslassen will, tritt mir, wie hier, der Stand in corpore entgegen! ... Wenn ich Abgeordneter wäre, hahaha! ... Doch frugst Du nicht, warum ich Dich für verrückt oder für hypervernünftig hielt? — Ja, Du hast mir eine Heidenangst gemacht. Das Gerücht — Fama — die tausendzüngige Göttin, hat die Alarmfackel unter Deine Freunde geschleudert; — mit scheuen Mienen flüstert man sich in's Ohr, daß ...“

„Nun was ... zum Kukuk — Du spannst mich auf die Folter.“

„Daß Du heute ... bemerken Sie, meine Herren, ich betone das Wort „heute“, und wir

schreiben den 20. December — daß Du also heute abreisen willst."

„Nun ja; ich reise heute ab — was ist denn da Merkwürdiges?"

„Nach Pommern abreisen willst."

„Versteht sich — nun? und was?"

„Er gesteht! — der Unglückselige gesteht!" rief der Baron mit hochtragischem Pathos! — „Er will abreisen — vier Tage vor Weihnachten abreisen — nach Pommern! Aber Mensch, weißt Du denn, wo Pommern liegt? — was Pommern ist? — wie Pommern aussieht? — Bietet Dir Dein zukünftiges Leben denn gar keine Aussicht auf Glück, daß Du Dich so muthwilliger Weise in's Verderben stürzen willst? — Was willst Du dort? — Was hast Du dort zu suchen? Bist Du ein Maikäfer, der seine Mutter im Pommerland hat? Nimm Dich in Acht! Warte bis April, dann wirst Du's an allen Ecken von den Kindern singen hören, „daß Pommerland abgebrannt ist". — Nach Pommern ... Mensch ... nach Pommern!"

Die jungen Leute lachten aus ganzem Herzen über die Diatribe des Barons.

„Ich kenne Pommern nicht," sagte endlich der Assessor, „aber meine beiden Freunde hier sind Pommern und ..."

„Da haben wir die Bescheerung!" unterbrach der Baron — „wäre es nun nicht besser gewesen, ich hätte geschwiegen? ... Aber meine Herren, richten

Sie selbst! — Ich kann doch in kein Trappisten-kloster gehen — ich muß doch, trotz des Schicksals, das mich verfolgt, sprechen — etwas sagen! — Nehmen Sie es mir nicht übel, meine Herren!"

Die beiden Referendaren versicherten immer noch lachend dem Baron, daß sie ihm nicht den geringsten Groll nachtrügen, weil er ihr Vaterland persiflirt habe.

„Aber dies wäre höchstens Deiner Ansicht nach der Grund meines Verrücktseins," meinte der Assessor — „und nun die Antithese? Warum könnte ich auch eben so gut hypervernünftig sein, wie Du sagst?"

„Erstens, weil die Extreme sich berühren, und dann ... ich bitte um einige Augenblicke Aufmerksamkeit, meine Herren — dann ist es meine unerschütterliche Meinung, daß unter unseren jetzigen politischen und socialen Verhältnissen der juristische Stand am besten eine frühzeitige Heirath verträgt!"

Der Baron hatte vielleicht auf eine Unterbrechung — oder auf ein fortgesetztes Lachen seiner Zuhörer gerechnet, denn er hielt einen Augenblick inne; doch er täuschte sich — ein gewisses Etwas war wie ein Schatten über die Gesichter der drei jungen Leute gefahren; das Lachen war mit einem Male verstummt, und an seine Stelle war jenes conventionelle Lächeln getreten, welches wohl Jedermann kennt, und das das deutlichste Zeichen ist, daß man nichts sehnlicher wünsche, als die Conversation auf einen andern Gegenstand geleitet zu sehen. Der Baron bemerkte dieses alles in einer halben Secunde, jedoch er dachte

nicht im Geringsten daran, dem stummen Begehren seines Freundes und dessen Gäste zu willfahren.

„Denn," fuhr er fort — „wenn Jemand vier Tage vor Weihnachten eine Reise nach einem Lande unternimmt, wo ihm auf jeden zehn Schritten der Unfall passiren kann, vor Langerweile zu versteinern, so muß dies einen Grund haben — das sieht wohl jeder ein; sich in unbekannte Gegenden zur Zeit des Weihnachtsfestes zu begeben, ist aber nach allgemeiner Logik noch Niemandem eingefallen, der nicht die kühne Idee hatte, sich zu dieser Zeit seinem künftigen Schwiegerpapa vorzustellen und, wenn er gefällt, am heiligen Abende unter dem Tannenbaume sich ein hübsches Bräutchen „aufbauen" zu lassen; — dies ist meine Meinung, die beiden Herren schweigen, ergo ist es auch ihre Meinung! Nun sprich, Herr Assessor! — warum willst Du nach Pommerland?"

Es wäre Niemandem entgangen, der zufälliger Weise sich in diesem Zimmer befunden hätte, daß dem Assessor diese Frage höchst unwillkommen war, und daß besonders die Gegenwart der beiden Referendare dazu beitrug, seine Verlegenheit hervorzurufen. Endlich, nachdem er einen scheuen Blick auf einen der beiden jungen Leute geworfen hatte, sagte er: „Du scheinst Dich bei all Deinem Scharfsinn dennoch zu täuschen; — ich folge nur der gütigen Einladung des Vaters meines Freundes — (er wies auf den jungen Mann, den er vorhin angesehen), der nicht gern die Weihnachtsfeiertage auf seinem Gute allein verleben

möchte, da sein Sohn und sein Neffe — hier mein anderer Freund — die Hauptstadt nicht verlassen können!"

„Ich muß gestehen," erwiderte der Baron nach einigen Augenblicken Nachdenkens — „daß Du mich beschämst — das ist hübsch von Dir, Assessor — ein schöner Zug, wahrhaftig — werth, dem Herrn Justizminister zu Ohren zu kommen! Hm! ... ja, ja! so täuscht man sich! ... sehr schön von Dir, Assessor! Unser undankbares Land hat nicht, wie Frankreich, Tugendpreise, sonst ohne Zweifel wäre Dir einer zu Theil geworden ... Hm! ... Nun, dann leb' wohl, alter Freund — reist Du wirklich heute ab?"

„Ja, heute Abend mit dem letzten Zuge — willst Du mich zum Bahnhofe begleiten?"

„Danke bestens, lieber Freund — gehe regelmäßig früh zu Bette, seitdem ich aus Böhmen zurück bin — habe einen andern Sommer wie Ihr durchgemacht — wahrhaftig! und muß mich jetzt ausruhen!"

„Apropos —" rief der Assessor, der seine ganze Geistesgegenwart wiedergefunden hatte, lachend — „der Herr Baron moquirt sich über die Pommern und hat eine pommersche Landwehrschwadron im letzten Kriege geführt —"

„Bitte! bitte! ich habe kein Wort gegen die Pommern gesagt — kreuzbraves Volk — nur Pommerland ... „Pommerland ist abgebrannt —""

summte er in der bekannten Weise; dann die Hand

des Assessors herzlich drückend und sich gegen die beiden Referendare verbeugend, verließ er das Zimmer.

Auf dem Flur sah er einen vierschrötigen Burschen, der auf- und abging.

„Suchen Sie hier Jemanden?“ fragte er.

„Mein junger Herr ist da drin,“ erwiderte jener.

„So, so! der Herr Referendar.“

„Zu dienen.“

„Sind Sie schon lange bei ihm?“

„I — ich bin ja vom Gut!“

„So! — na, was macht denn das gnädige Fräulein? — Ich vergaß, danach zu fragen.“

„Wer? Fräulein Hulda?“

„Ja ... die ... na ... die ... —“

„Die Schwester des jungen Herrn?“

„Versteht sich!“

„Es geht ihr gut!“

„Schön! — Freut mich! — Empfehlen Sie mich! ...“

Und noch einige Worte vor sich hinbrummend, stieg der Baron die Treppe hinunter. Unten hielt er einen Augenblick still ... „Es stimmt,“ sagte er, „eine Brautreise, oder vielmehr eine Reise, um Bräutigam zu werden ... zu Weihnachten! ... Hm ... die Welt ist doch ein eigenthümliches Institut, oder doch nicht, die Welt ist ganz gut ... aber die Menschen, ja die Menschen, alle Wetter ... will der Mensch sich verloben! ... Hm ... die Menschen sind wahrhaftig nicht viel werth — das muß ihnen

der Neid nachsagen.“ Der Baron durchschritt die Straße. Im Augenblick, wo er um die Ecke bog, hielt ein eleganter Wagen vor einem der größten Läden der Hauptstadt still, dessen Schaufenster, der Weihnachtszeit halber, prächtig ausgeschmückt waren, und vor denen sich eine Menge Neugieriger versammelt hatte.

Eine alte Dame, fest in ihren Pelz gehüllt, stieg mit Hilfe der Bedienten aus dem Wagen; ihr folgte ein ziemlich einfach gekleidetes junges Mädchen, das ihr sogleich den Arm anbot, nachdem es den Wagen verlassen hatte, und sie in den Laden führte. Man begriff gleich, daß Letztere die Gesellschafterin der alten Dame wäre.

Der Baron war wie angewurzelt stehen geblieben, als er die beiden Damen erblickt hatte, aber kaum waren sie im Laden verschwunden, als er heftig mit dem Fuße stampfte.

„Da!“ brummte er, „nicht einmal denken darf ich's, und gleich ist die Bescheerung da! . . . Sieht aus, wie eine Todte, das arme Wesen, schnürt mir das Herz zusammen, so jung, so gut, so schön, muß ihre Jugend da mit der alten Excellenz verbringen. Auch kein Rosenbett! . . . Wird einen schönen Weihnachten haben, das arme Ding, wenn sie von der Reise des Herrn Assessors hören wird! Hm! Wird's erst zu Neujahr erfahren, es ist eine Schande, wahrhaftig!“

Er ging einige Schritte vorwärts, dann blieb er wieder stehen. „Das arme, blasse Mädchen wird mir

die ganzen Feiertage verderben! Es ist mir als ... als wenn ich das nicht leiden dürfte. Ja, einen schlechten Streich nicht verhindern, ist fast die Hälfte so viel werth, als ihn selbst begehen, ja sogar beinahe drei Viertel; ach was, das ist ganz dasselbe! ... Hm! Doch was geht das mich an, wenn der Assessor nach Pommerland reist und sich eine Braut bescheert? Nichts geht's mich an. Ja, aber ich kann doch nicht das arme Mädchen, das weder Vater noch Mutter hat, sich zu Tode grämen lassen! ... Hm ... Nein, das kann, das darf ich nicht! ... Aber was thun? Ja, wenn ich ein Diplomat wäre!"

Wiederum ging der Baron einige Schritte vorwärts, dann blieb er lächelnd stehen und murmelte: „Da war ein Major bei der pommerschen Landwehrcavallerie, wenn der mir einen Rath geben könnte! Der versteht es, das Getrennte zu vereinigen und das Vereinigte zu trennen! Hm, hm! — und ich stehe da wie ein — na, ich will das Wort nicht sagen — und finde keinen Ausweg! Es ist wahrhaftig eine Schande für die ganze Landwehrcavallerie. Hm! armes Mädel! ..."

Der Baron ging einige Minuten sinnend vorwärts, dann hob er plötzlich den Kopf in die Höhe und sagte:

„I was! Nur frisch drauf! Was ein Major im Großen ausführt, muß ein Rittmeister im Kleinen können! Nur Muth! Vor allen Dingen das Terrain recognosciren! ... Da ... halt ... da fällt

mir ja ein, daß ich einen Onkel im Pommerlande habe ... Hurrah! ... Schwadron, Galopp! ... Warten Sie, Herr Assessor, wir Landwehrcavallerieofficiere sind eigenthümliche Kerls! ... Wir bauen den Leuten in Deutschland gar merkwürdige Weihnachtsbäume auf! ... Warten Sie nur!"

Und hastigen Schrittes eilte er seiner Wohnung zu.

II.

„Wollen der Herr über Nacht hier bleiben?"

„Wahrscheinlich!"

„Wollen der Herr zu Abend speisen?"

„Kann sein!"

„Haben der Herr irgend etwas zu befehlen?"

„Nichts! ... Doch sagen Sie mir, wann kommt der Nachtzug an?"

„Um 4 Uhr 35; wollen der Herr denn weiterreisen?"

„Sagen Sie mal, Kellner ... nein, scheeren Sie sich zum Kukuk, ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Ihrer bedarf."

„Wie der Herr befehlen! Sind vielleicht der Herr aus Berlin?"

„Kümmert Sie nicht. Erwarten Sie hier einen Herrn aus Berlin?"

„Sicherlich, einen Herrn Assessor, der auf's Gut will.“

„So! Und wie weit ist es von hier bis zum Gute?“

„O beinahe drei Meilen, und bei dem schlechten Wege muß man wohl auf vier Stunden Weges rechnen, obgleich der gnädige Herr zwei tüchtige Pferde mit der Kutsche geschickt hat!“

„So ... der gnädige Herr hat die Kutsche ... hm! ... vier Stunden ... also um 4 Uhr 35 Minuten kommt der Zug an ... hm!“

Und der Herr geht berechnend auf und ab und murmelt leise vor sich hin:

„Mein Telegramm kann erst morgen früh im Schlosse sein, denn es muß von hier aus per Post weiterbefördert werden; also um 8 Uhr werden sie mir den Wagen entgegenschicken, und wenn ... es stimmt! ... Kellner!“

„Zu befehlen?“

„Schicken Sie mir einmal den Kutscher vom Gute herauf!“

„Gleich; aber verstehen der Herr auch pommersch Platt?“

„Das geht mich an!“

„Sonst könnt' ich dem Herrn als Dolmetscher dienen!“

„Um zu hören, was ich mit dem Kutscher zu verhandeln habe, nicht wahr? Nun genug! Abmarschirt!“

Der Kellner verläßt das Gemach, und der Fremde, in welchem der Leser wohl schon unsern Baron erkannt haben wird, der einen schnellen Entschluß gefaßt hatte und mit dem Nachmittagszuge abgereist war, der Baron fängt, seiner Gewohnheit gemäß, im Auf- und Abgehen einen Monolog an.

„Was ich eigentlich hier will, ist mir völlig unklar," sagt er, „hab' auf der ganzen langweiligen Fahrt einen Plan ausdenken wollen und hab' keinen gefunden! Bin doch ein gewaltig ungeschicktes Individuum, hab' nicht für sechs Pfennige erfinderischen Geist! Gott sei Dank, daß ich nicht für meinen Lebensunterhalt Sorge zu tragen brauche, wäre sonst verhungert! Ja, nun bin ich hier, bin in Pommerland, und was nun? In sechs Stunden kommt der Assessor, wird sich wundern, mich hier zu finden, aber was mit ihm anfangen? Nichts, nichts! Leeren Kopf, es ist zum ... und dabei sehe ich immer noch das arme, blasse Kind von heute Morgen vor den Augen, und wenn ich denke, daß ..."

Schwere Tritte lassen sich auf der Treppe hören und unterbrechen den Baron in seinem Monologe. Die Tritte nähern sich der Thür; — plötzlich ertönt ein heftiger Fußstoß mit einem Holzschuh gegen die Thür, und eine Stimme ... nein, ein Orkan erhebt sich, aus dem der erschreckte Baron nur die Worte: „De Döhr upmoken" heraushört.

Der Baron öffnet die Thür und ... sieht eine unvergleichbare Gestalt vor sich stehen. Ein Mensch,

der ziemlich groß, aber dennoch fast eben so breit als groß ist, steht da; er hat einen blauen Livréerock mit silbernen Knöpfen an, der ihm aber zu eng zu sein scheint, Holzpantinen an den Füßen und in beiden Händen eine tiefe Schüssel voll Milchsuppe, die er an den Mund hält und begierig hinunterschlürft. Der Baron kann auf diese Weise nur die beiden Augen des komischen Menschen sehen und seinen dicken, ganz mit Milch bedeckten Schnurrbart. Endlich erhebt sich das Gesicht von der Schüssel, und eine Stimme, die aus einem Violoncello zu kommen scheint, sagt: „Nanu, wat will Jie von mi?"

Aber kaum ist der letzte Ton den Lippen entfahren, als auch schon dieselben Lippen sich wieder an den Rand der dampfenden Schüssel gelegt haben und wiederum nur ein Paar Augen dem Barone sichtbar sind. Dieser hat begriffen, daß er den Kutscher vor sich habe, und kann sich des Lachens beim Anblick der originellen Figur nicht enthalten.

„Ist Er der Kutscher?" fragt er.

„Dat bin ick!" ertönt es aus der Schüssel.

„In welchem Aufzuge ist Er denn?" fragt der Baron.

„Uptug? Nee, ick bin bi de Pär (Pferde) weest," und bei diesen Worten nimmt er mit merkwürdiger Geschicklichkeit einen Löffel, den er fest unter den Arm gedrückt hatte, setzt die Schüssel auf seinen gekrümmten Arm, und mit der jetzt freien Hand holt er mit energischer Schnelligkeit die „Mehlklieben" aus der-

selben hervor und läßt sie in seinem Munde verschwinden.

„Kann Er denn nicht das Essen unten lassen?“ ruft der Baron.

Ohne sich im Geringsten stören zu lassen, sieht jener ihn an, lächelt auf eine grausenhafte Weise und sagt endlich mit immer gefülltem Munde: „Nee, dat wer' ick schonst bliewen loaten!“ Doch während er dies sagt, hat er endlich den Kopf erhoben und so dem Baron sein ganzes Gesicht gezeigt. Dieser fixirt ihn scharf, tritt plötzlich einen Schritt zurück, furcht die Stirn, und mit barscher Stimme ruft er: „Landwehrmann Joachim Hirsekorn, antreten!“

Was nun geschieht, ist unmöglich zu beschreiben; — die Hand mit dem Löffel geht pfeilschnell vom Munde bis zum rechten Beine hinunter; mit kräftigem Griff erfaßt die linke die Schüssel und führt sie bis zum linken Bein, — eine Kliebe geht von selbst glücklicherweise durch den Hals, während eine andere, ungewiß, was aus ihr werden soll, zwischen Zähnen und Zunge liegen bleibt; das Gesicht hat einen unbeschreiblich erschreckten Ausdruck, und die weit aufgesperrten Augen glotzen den Baron an. Endlich scheint er ihn zu erkennen, und mit jener ungewöhnlich tiefen Stimme, welche durch die Kliebe im Halse und den Klos im Munde gar eigenthümliche Modulationen erhält, stottert er:

„To Befehl, Herr Rittmeester!“

Dabei wird er aber fast blau im Gesicht, und der Baron, der eine Erstickung fürchtet, beißt sich in die Lippen und commandirt: „Runterschlucken!"

Joachim Hirsekorn führt dies Manöver mit bemerkenswerther Geschwindigkeit aus; immer kerzengerade in seinem engen Livréerocke dastehend, braust er jetzt mit vollem Organe:

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

„Stell' Er die Schüssel fort und komm Er hinein!" sagt der Baron.

Joachim gehorcht, doch indem er die Schüssel auf die Erde stellt, wirft er einen sehnsüchtigen Blick auf die immer noch darin liegenden Klieben; dann tritt er in's Zimmer, und als der Baron ihm ein Zeichen macht, die Thüre zu schließen, gehorcht er diesem Befehle mit solcher Energie und Kraft, daß alle Fenster im Hause davon erzittern.

„Ist Er von Seinem gnädigen Herrn hergeschickt worden, um den Herrn, der von Berlin kommt, abzuholen?"

„Zu Befehlen, nee!" sagt Joachim, „ick bin nur man blot mitföhrt, wiel de Kutscher up den halben Wech in't Dörb bi siene Mutter bliwen wull; ick schall dat nich nohsägen, süsten schimpt oos Oller; nu schall ick den Herrn von de Eisenbohn awholen, un in sien Dörb will de Kutscher widder upstiegen un to Hus föhren; ick schall dat äwersten nich nohsäggen, oos Oller is goar to schlimm."

Der Baron hat ihm lächelnd zugehört und kann

seinen Blick nicht von dem Livréerock wenden, der sicherlich nicht für Joachim gemacht ist und aus allen Nähten zu gehen droht.

„Na, dann wird Er mich auch wohl ein Stück Weges mitnehmen können!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, dat kann nich sin!“

„Warum denn nicht, Kerl? Ich werde es schon bei Seinem Herrn verantworten.“

Joachim nimmt sich die Freiheit, seinem Vorgesetzten gegenüber zu lächeln, und mit stillvergnügtem Gesichte sagt er: „Nee, dat geiht nich, ich hebb ja de Kutsch entwee föhrt.“

„Was, die Kutsche ist zerbrochen?“

„Zu Befehl; gegen den Eckfteen bi denn ollen, dämlichen Gasthof.“

„Na, was soll denn daraus werden?“

„Zu Befehl, dat weet ick noch alleene nich.“

„Hat er denn zum Stellmacher geschickt?“

„J nee, Herr Rittmeister, dat duh ick nich; der Olle is immer so falsch, wenn wat broken geiht.“

„Aber wie soll denn der Herr nach dem Gute hinkommen?“

„Ja, Herr Rittmeister, det weet ick och nich.“

Der Baron stampft mit dem Fuß. — — „So lauf' Er hin, Kerl, und bestell' Er Extrapost zur Ankunft des Zuges; aber schnell, es ist 11 Uhr vorbei.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

Und Joachim macht rechtsum Kehrt, stürmt zur

Stube hinaus; aber der Baron bemerkt wohl, daß der Exlandwehrmann nicht vergißt, die Schüssel mitzunehmen, und hört deutlich, wie auf der Treppe die übriggebliebenen Klieben das Schicksal ihrer Vorgänger theilen.

Das Erscheinen des komischen Kauzes, welcher schon beim Regimente während der ganzen Campagne Officiere und Soldaten belustigte, hat dem Baron einen Theil seines guten Humors wiedergegeben; er wirft sich auf's Sopha, zündet eine Cigarre an, und seine Gedanken werden klarer und heller. Er meint, daß oft im letzten Augenblicke Gottes Hilfe naht und alle menschlichen Berechnungen dann über den Haufen fallen; er verspricht sich, seine Pflicht zu thun, bis zum Alleräußersten es mit dem Assessor zu bringen und dann, wenn es ihm nicht gelingen sollte, ihn zum Weg der Pflicht zurückzurufen — ja dann ... wie Gott will!

Ein furchtbares Gepolter auf der Treppe erweckt ihn aus seinen Gedanken — Joachim steht in der Thür.

„Ick melde mie zurück von die Extrapost!"

„So, alles gut bestellt?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

„Um 4 Uhr an der Station?"

„Zu Befehl; awerst ..."

„Aber was?"

„De Postmeester sägt, he har keene Pär t'Hus!"

„Donnerwetter, Kerl! womit soll denn die Kutsche gezogen werden?"

„Joh, dat weet ick och nich, Herr Rittmeister."

„Sind denn gar keine Pferde da?"

„Pär nich, blos man de dulle Jochim."

„Was? Wer?"

„J Herr Rittmeister, weeten's denn nich, mienen witten Schimmel, denn ick in Böhmen har, den kennt jo de ganze Armee."

„Kerl! was schwatzt Er?"

„Mienen witten Schimmel, Herr Rittmeister, de dull' Jochim."

Der Baron kann nicht ohne Lachen das erzkomische Gesicht des früheren Landwehrmanns ansehen.

„Aber Er selbst heißt ja Jochim?" sagte er.

Das Gesicht des improvisirten Kutschers verzerrt sich zu einem haarsträubenden Lächeln.

„O," sagt er, „to me säden die Kameraden, de seuten (süßen) Jochim. Meen Pär was de dulle Jochim; dat het de Postmeester bei die „Demobilisirmachung" köft un . . ."

„Gut, gut," unterbricht ihn der Baron, — „nun will ich Ihm sagen, was Er zu thun hat. Lauf' Er zum Postmeister zurück, sag' Er ihm, er soll die Chaise bereit halten, und spann' Er die beiden Pferde Seines Herrn vor, und da der Weg schlecht und die Chaise schwer ist, kann Er auch noch Seinen tollen Jochim vorspannen. Verstanden? Und nun lasse

Er mich schlafen, und um halb vier komm' Er her und wecke Er mich auf!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Jochim stolpert die Treppe hinunter, und der Baron wirft sich angekleidet auf's Bett, um wo möglich noch einige Stunden zu schlafen.

III.

Es ist ein eiskalter, nebeliger Morgen und noch nicht 5 Uhr, als die Postkutsche, von drei kräftigen Pferden gezogen, zum Städtchen hinausbraust. Auf dem Bocke sitzen der Postillon und Jochim, der wahrscheinlich keine Zeit gehabt hat, sein Frühstück in Ruhe zu verzehren, und mit vollem Munde in die Morgenluft hinausfährt. Im Innern sitzen zwei dicht in Pelze gehüllte Männer, die versuchen, während des Gerassels auf dem Straßendamm ihre begonnene Unterhaltung fortzusetzen, aber, da ihnen das nicht gelingt, warten, bis der Wagen anfängt, auf der Landstraße langsam und immer langsamer zu fahren.

„Ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen," — sagt der Assessor, — „Dich — Dich in einer Postkutsche am Bahnhofe mich erwartend zu finden; das wäre mir wahrhaftig nicht im Traume eingefallen."

„Statt Dich zu verwundern, bedanke Dich," — erwiderte der Baron. — „Ohne mich wärst Du in

dem Neste liegen geblieben; sieh, welch stattliches Fuhrwerk ich Dir verschafft habe, — die schönste Extrapost in ganz Pommerland, ohne die beiden Jochims zu rechnen, die auch ihren Werth haben."

„Aber wo willst Du denn hin, Mensch?" fragt der Assessor.

„Zum dritten Male sage ich's Dir, — zu meinem Onkel! Ich habe telegraphirt, man solle mir einen Wagen entgegenschicken; und statt den Wagen dort in dem Neste zu erwarten, fahre ich ihm entgegen und werde so das Glück haben, Deinem Gastgeber, der, wie ich weiß, ein Bekannter meines Onkels ist, die Versicherung geben zu können, daß sein künftiger Herr Schwiegersohn der liebenswürdigste Assessor des ganzen norddeutschen Bundes ist."

Der Assessor zuckt schweigend die Achseln. „Immer wieder das alte Thema," brummt er.

Der Baron antwortet nicht. —

Während dessen erzählt draußen auf dem Bocke Joachim Hirsekorn dem Postillon den ganzen böhmischen Feldzug, in welchem natürlich er eine der bedeutendsten Rollen gespielt hat; und wenn der Postillon von Zeit zu Zeit ungläubig den Kopf schüttelt, dann antwortet jener:

„O, mien Jochim do vör, de weet dat so goot as ick!"

Und merkwürdiger Weise, jedesmal wenn er den Namen des Pferdes nennt, dreht dieses den Kopf herum und spitzt die Ohren. Der Postillon, welcher

gleichfalls bei der Cavallerie gedient hat, hört mit großem Interesse den mannigfachen Erzählungen des Andern zu und läßt die Pferde so langsam auf dem schlechten Wege gehen, wie es ihnen nur irgend beliebt.

Plötzlich wendet der Baron sein Gesicht dem Assessor zu, und mit einer Stimme, aus der jeder scherzhafte Ton verschwunden ist, sagt er:

„Du handelst nicht recht an mir, Fritz; wir kennen uns vom Gymnasium her, und trotzdem wir uns nie ewige Freundschaft geschworen haben und unsere Lebensbahnen sich streng von einander schieden, haben wir uns doch innig gefreut, jedesmal, wenn wir uns wiedersahen, und haben herzlichen Antheil einer an des andern Schicksal genommen. Sage mir, Fritz, warum habe ich erst durch Zufall erfahren müssen, daß Du Dich mit Fräulein Hulda verloben wirst, und warum, als ich Dir das Geständniß gestern in den Mund legte, hast Du geleugnet?“

Der Assessor blickt zu Boden.

„Du nimmst das zu tragisch,“ — sagt er, — „ich wollte Dich mit dem fait accompli überraschen, — weiter nichts.“

„So ist es nicht,“ sagte der Baron, „Du hattest Furcht, — Furcht, Fritz, — Furcht vor mir, der Deine Vergangenheit kennt und die Bande, die Dich fesseln müßten. Nun siehst Du, Du täuschst Dich, Fritz; ich glaube, daß, wenn ein Mann, wie Du, solch einen unglücklichen Gedanken gefaßt hat, er ihn um jeden Preis durchführt, und daß da weder Ser-

mon, noch freundschaftliches Zureden etwas zu ändern im Stande ist. Ich denke mir, daß Du diesen unglückseligen Schritt reiflich überlegt hast, durch eine unerbittliche Nothwendigkeit dazu gezwungen worden bist. Was können dann all meine Rathschläge, all mein freundschaftliches Zureden bewirken? Also diese Furcht hättest Du bei Seite lassen und mir vertrauen können."

Immer noch schwieg der Assessor und starrte vor sich hin.

„Sieh, Fritz," — fuhr der Baron fort, — „vor wenigen Monaten bin ich aus dem Kriege gekommen; wahrhaftig, da lernt man sich selbst mehr kennen, als in seinem ganzen Leben; da, wo jeden Augenblick der Tod uns in tausend Gestalten umschwebt; da, wo jede Secunde die letzte unseres Lebens sein kann; wo wir vielleicht im nächsten Augenblicke schon Rechenschaft über unser ganzes Leben ablegen müssen; da prüft man, wie nirgend, sich und sein ganzes Leben. Man sagt, ich habe mich, wie alle meine Kameraden, brav gehalten; — ich gebe Dir mein Wort, Fritz, wenn ich das auf dem Gewissen gehabt hätte, was Du zu thun im Begriff bist, dann wäre ich ein Feigling geworden; dann hätte ich Furcht gehabt, daß die Kugel meine Brust durchbohre, ehe ich auf Erden mein Verbrechen gesühnt."

„Verbrechen?" rief der Assessor, indem er aus seiner Apathie zu erwachen schien. „Höre, Baron, sprechen wir nicht weiter davon; Du bist glücklich

genug, die eisernen Nothwendigkeiten des Lebens nie kennen gelernt zu haben; Du kannst darüber nicht urtheilen. Wir wollen davon abbrechen! Du kannst mir glauben, — obgleich ich Fräulein Hulda nicht kenne, so kann ich Dir doch die Versicherung geben, daß ich sie nicht unglücklich machen werde in der Ehe, die für uns projectirt ist."

„Logik, Logik!" rief der Baron, bitter lächelnd, „ein Mädchen, das er kaum gesehen, nicht kennt, ja, das, das giebt er sich sein Wort, nicht unglücklich zu machen; er ist ein Ehrenmann, wird sein Wort halten! Aber jene Andere, die er seit Jahren kennt, geliebt hat, deren jeder Herzenspulsschlag ihm gehört, — ja, die kann getrost unglücklich und einsam verkümmern, daran liegt nichts! Ich sah sie gestern; o warum warst Du nicht bei mir! Warum kannst Du nicht da sein, wenn ihr die Kunde zukommt, daß das süße Luftschloß, worauf sie Jahre lang gebaut, auf dessen Verwirklichung sie wie auf Gottes Verheißung gerechnet, zusammengestürzt sei, und daß . . ."

„Was hätte ich thun sollen?" rief der Assessor mit bebender Stimme. „Ein Feigling ist der, der ein Weib an sein Elend kettet! Wäre ich reich, hätte ich nur einen andern Stand gewählt, als diesen unglücklichen, wo ich nach zehn Jahren kaum so viel haben werde, als genügt, um mein eigenes Leben kümmerlich zu fristen, — o dann hätte mich keine Macht der Welt von Louise trennen können — von ihr, dem holden Traum meiner jungen Jahre! Aber

so — antworte, rathe; würdest Du mir rathen, Louise zu heirathen und sie aus der Stellung zu reißen, wo wenigstens für ihren Lebensunterhalt reichlich gesorgt ist?"

„Nein!" antwortete der Baron entschieden, „das würde ich Dir jetzt nicht rathen. Du bist nicht aus dem Holze gemacht, wie jene Anderen, die an der Seite des geliebten Weibes Kraft und Energie finden, alle Hindernisse zu besiegen, um zum Wohlergehen zu gelangen. Wärest Du reich, würdest Du spenden; aber Louisen arm zu nehmen und mit ihr durch Arbeit und Liebe zum Ziele zu gelangen, dazu bist Du nicht erschaffen. Aber wenn Du Deine Pflicht nicht erfüllen kannst, zu schwach dazu bist, das ist noch lange kein Grund, Fritz, das zu thun, was Du thun willst ... ich meine, eine schlechte Handlung zu begehen. Was Du thun sollst, weiß ich nicht, Fritz; aber um Gottes willen nichts Schlechtes; nichts, was Du einst bereuen kannst; nichts, wovor Du Dich einst schämen mußt; nicht ein Mädchen ihres Geldes willen heirathen und trotz Deines Vorhabens sie und Dich dennoch vielleicht unglücklich machen."

„... Unn as de Genrol dat nu soh," erzählte man während dessen auf dem Bock, „sägt he to denn Owersten: „Sagen Sie mich mal, Herr Owerscht, wer ist der Kerl auf den weißen Schimmel?" Do sägt he: „Das ist der Joachim Hirsekorn, und der weiße Schimmel das ist der dolle Jochim!" — „So,"

sägt de Genrol, „von den Minschen muß ich mit Majeschtäten reden.““

„Jochim, Jochim!“ sagt der Postillon, „hie to Lann sägen's, Jie wer goar nich int Füer west.“

„Denn Düwel nich no mal!“ schrie Joachim, „kast denn Rittmeester froagen, de do hinnen sitt'; de ka' jie dat vertellen.“

„So, dat is den Rindmeester?“

„Na woll. Töw Jong', wenn D'en god Drinkjeld hebbn willst, wettst De, wo jeblaost wird? Schwadron, Jalopp!“

„Woll, versteiht sich.“

„Na wenn De an't Dörb kümmst, denn loop ick vörut, um denn Kutscher uptuwecken, un denn fengst Du to bloasen an; denn kast De kieken, wo sich de Rittmeester freuen wird; eenen Dahler extra hast De weg; awerscht wenn ick widder in d' Stadt kumm, denn möten mir's bed versupen.“

„Ja woll, mien Söhn.“

„. . . Ich kann nicht mehr zurück,“ sagte der Assessor, „ich kann nicht anders handeln; reiflich und lange habe ich alles erwogen; jetzt muß es geschehen, selbst wenn ich es nicht mehr wollte.“

„Das verstehe ich nun wieder nicht; doch — wie Du willst; nur will ich Dir die Wahrheit sagen; ich habe expreß deshalb diese Reise unternommen, um Dir nahe zu sein; das war sogar grausam von mir. Ich wollte Dir jeden Entschuldigungsgrund rauben, den gewöhnlich die anführen, welche in Deiner Lage

sind. Du solltest vorher Wahrheit hören, und während der ganzen Katastrophe wird Dir jemand zur Seite stehen, Fritz, der immer bereit ist, mit fester und energischer Hand Dich zurückzuführen, wenn es Dein Wille ist, zurückzutreten und wieder zur Pflicht, zum wahren Glück Dich zu wenden."

„O lasse mich, foltere mich nicht!" sagte der Assessor mit heftig bewegter Stimme; — „wenn Du nur wüßtest, nur ahnen könntest, welcher Energie ich bedarf, um ihr geliebtes Bild aus meinem Herzen zu reißen. Aber ich glaube wahrhaftig, daß das Schicksal es so bestimmt hat, denn all die Hindernisse, die zwischen mir, dem verhungernden Assessor, und der reichen Gutsbesitzerstochter lagen, sind wie durch Zauberschlag beseitigt, — ich werde reich und glücklich werden, und Louise wird sich trösten."

„Wie Gott will!" murmelte der Baron, indem er sich in seine Ecke zurückwarf, „ich weiß nicht mehr, was ich Dir sagen soll."

IV.

Langsam fährt der Wagen auf dem holprigen Landwege fort. Jochim ist abgestiegen und hat einen Fußsteig genommen, der den Weg zum Dorfe, wo der Kutscher seiner wartet, um eine gute Viertelstunde abkürzt; der Postillon schmaucht seine Pfeife, indem er sich dicht den Kopf in den hohen Kragen seines

Mantels eingehüllt hat; die Pferde gehen langsam und die Mähnen voll Reif dahin — und im Wagen sitzen zwei Männer, die kein Wort mit einander sprechen, von denen der eine jedoch eine Welt von stürmischen Gedanken im Kopfe mit sich herumträgt.

Plötzlich taucht das Dorf aus der Nebelhülle von weitem in ungewissen Umrissen hervor. Der Postillon, eingedenk dessen, was er Jochim versprochen und was dieser ihm von seinem Extratrinkgeld prophezeit hat, zieht seine Fausthandschuhe aus, steckt die Pfeife in die Tasche, zieht sein Posthorn am Bande nach vorne und beginnt zu blasen.

„Was ist das?" ruft der Baron, der plötzlich auffährt — „der Kerl bläst zum Chargiren!"

Da hält der Wagen einen Augenblick still ... der tolle Jochim ist plötzlich wie angewurzelt stehen geblieben — die Ohren steif — die Nüstern krampfhaft geöffnet und mit glühenden Augen um sich her starrend.

Der Postillon hat nichts bemerkt — ganz in seine Kunstproduction vertieft, bläst er lustig von der Leber weg; ... plötzlich bekommt die Chaise einen gewaltigen Ruck — fliegt vorwärts — dann zur Seite — vorwärts noch einmal, dann ... krach! ... ein greller Ton des Hornes — Geschrei ... Hilferuf ... Fluch des Postillons — die Chaise neigt sich ... fällt — zerbricht krachend — und liegt umgeworfen neben dem Wege!

Der tolle Jochim hat die Unthat begangen; —

ein altes Regimentspferd, hatte er die ihm wohlbekannten Töne vernommen, und mit Aufwand all seiner Kräfte hatte er dem Commando gehorchen wollen und war mit der Chaise, ohne sich um seine Kameraden an der Deichsel zu bekümmern, fortgestürmt — vom Wege ab — durch einen Graben — dann auf's Feld — und endlich war er stehen geblieben, als der Wagen da lag.

Nur mit unendlicher Mühe gelang es dem Baron, das Seitenfenster zu öffnen und sich mit blutendem Gesichte herauszuarbeiten — der Assessor stöhnte neben ihm — doch sobald beide nur ein wenig Luft hatten, vereinten sie sich, um den Postillon mit allen möglichen „Namen" zu überladen! Dieser, der wieder von der Seite auf seinen Bock gestiegen war, entschuldigte sich, so gut er konnte, indem er auf den Delinquenten wies, welcher, immer noch vor Aufregung bebend, sich umgedreht hatte und mit seinem intelligenten Kopfe die umgeworfene Kutsche ansah.

Mit vieler Mühe gelang es endlich, die beiden Reisenden aus dem Kasten herauszuholen. Der Baron sprang schimpfend zur Erde; — als der Assessor ein Gleiches thun wollte, brach er mit einem Schmerzensschrei zusammen.

„Was ist Dir, Fritz? — Um Gottes willen!" — rief der Baron, indem er hinzusprang.

„Ich weiß nicht . . . meine Schulter . . . ich glaube, ich habe den Arm gebrochen! . . ." stammelte der Assessor und ward ohnmächtig!

In diesem Augenblicke hörte man in der entgegengesetzten Richtung des Weges Wagengerassel, welches sich von Augenblick zu Augenblick näherte. Der Baron, welcher den leblosen Assessor in seinen Armen hielt, hob den Kopf in die Höhe und stieß einen Ruf freudigen Erstaunens aus: „Das ist Hilfe in der Noth," sagte er, „zu glücklicherer Zeit hätte der Wagen meines Onkels nicht kommen können!"

Mit einem dankbaren Blicke gen Himmel lehnte er den Assessor gegen einen Baumstamm und hieß den eben ankommenden Wagen halten.

„Um wie viel Uhr geht der erste Zug nach Berlin?" fragte er den Postillon.

„Um acht Uhr, gnädiger Herr."

Der Baron zog die Uhr, — es war dreiviertel auf sieben Uhr. Rasch ließ er den Ohnmächtigen in den Wagen tragen und befahl dem Kutscher seines Onkels, so schnell wie möglich der Stadt zuzufahren. Doch ehe er selbst in den Wagen stieg, ging er zu dem Schimmel, der immer noch aufgeregt mit der Vorderhufe auf die Erde schlug.

„Jochim, mein braver Kriegskamerad," sagte er, — „wenn Du das Werkzeug gewesen zur Erfüllung meines Wunsches, so wahr mir Gott helfe! sollst Du nicht länger Postgaul bleiben, und wenn Du hundert Jahre alt wirst, sollst Du das Gnadenbrot bei mir essen."

Das intelligente Thier, als wenn es den Baron

verstanden hätte, schlug ein Gewieher auf. Der Baron sprang in den Wagen und setzte sich neben den immer noch ohnmächtigen Assessor.

— — — — — — — — — — —

Es ist heiliger Abend! ein Abend, der keinem andern im Jahre gleicht; ein Abend, an dem so vieles in Erfüllung gegangen ist, daß die Menschen in ihrer beschränkten Macht noch einander Geschenke machen, um sich in's Gedächtniß zu rufen, wie reich sie Gott an diesem Tage beschenkt hat!

Der Assessor liegt in seinem Zimmer auf dem Canapee, den linken Arm in einer Binde, welche einen Gypsverband bedeckt. Er sieht sehr bleich aus, doch sein Gesicht trägt den Ausdruck einer unendlichen Rührung. Sein Diener hat ihm so eben ein Packetchen gebracht, welches er mit der Rechten geöffnet und aus dem er eine Stickerei gezogen, die er mit trübem Blicke betrachtet. Mühsam öffnet er ein Briefchen, das der Handarbeit beigelegt ist, und liest es mit von Thränen verdunkelten Augen.

„Treues, treues Herz," murmelt er, „o Gott! wenn ich ihr ihre Liebe und Ausdauer einst vergelten könnte, bei ihr ist das Glück, das fühl' ich, das weiß ich."

Da wird die Thür heftig aufgerissen, und der Baron stürzt athemlos herein.

„Hurrah!" — ruft er — „es lebe die Landwehrcavallerie! Wie geht's, Fritz, mit Deinem Arme? — So? schon ein Weihnachtsgeschenk! . . . Kann

mir's denken, wo es herkommt; gewiß nicht aus Pommerland. Bringe Dir auch eins, mein Junge; aber curire Dir den dummen Arm geschwind! Es giebt im Ministerium so viel, des Norddeutschen Bundes halber, zu thun, daß man Dich kaum noch vierzehn Tage dort entbehren kann."

„Was, was sagst Du?"

„Nun ja; da ist Jemand, der war noch vor Kurzem Major in meinem Regiment, dem habe ich die Geschichte vom „tollen Jochim" erzählt und die Deine en parenthèse, der ist ordentlich stolz gewesen auf sein Regiment im Frieden, wie er es im Kriege war. Na kurz, ich werde Dir die Geschichte ein ander Mal erzählen; man hat sich vierundzwanzig Stunden lang nach Dir erkundigt und heute Abend mir angezeigt, daß Du angestellt seist!"

Der Assessor ist noch bleicher geworden, er hält die rechte Hand vor die Augen, und als er sie nach einigen Augenblicken fallen läßt, sagt er:

„Reich' mir ein Blatt Papier, Otto; ich will an Louise schreiben; — glaubst Du, daß sie mir verzeihen wird?"

„Hurrah!" ruft der Baron wieder, — „ich stehe für ihre Verzeihung ein, obgleich Du es sehr wenig verdienst. Schreib! Auch ich will schreiben; ich will nach Pommerland schreiben, daß man mir meinen Jochim schicke — aber nicht den „süßen" — beileibe nicht ... den tollen — den *tollen Jochim* will ich haben."

Bei einer Tasse Kaffee.

Aus meiner Reisemappe.

„Ja, mein junger Gast," sagte der Hofrath, indem er eine frische Cigarre anzündete, „die goldene Mittelmäßigkeit ist das wirkliche Lebenselixir! Auf der einen Seite schützt sie gegen alle die Excesse, zu denen unser Sein sich von selbst schon so gerne hinneigt, und auf der andern erspart sie uns jene quälenden Sorgen, die wie ein Gift an unserem Leben nagen und es um Jahre verkürzen. Glauben Sie nicht, daß ich Recht habe?"

„Vollkommen, Herr Hofrath," erwiderte der junge Mann etwas verlegen, „wenigstens fühle ich, daß Sie Recht haben, denn ich besitze noch zu wenig Erfahrung, um über das Leben selbst ein Urtheil fällen zu können."

„Freut mich, junger Mann, diese Bescheidenheit bei Ihnen wahrzunehmen; ist eine seltene Tugend bei den jungen Leuten des heutigen Tages; — die fällen

mit ihrer zwanzigjährigen Weisheit über „alles und noch etwas“ die schärfsten Urtheile und lassen uns alte Leute manchmal dermaßen verblüfft, daß wir kaum wissen, was wir sagen sollen. Hm, es ist wahrhaftig eine urkomische Zeit!“

Der junge Mann sah den alten Herrn mit einem schüchternen Blicke an, während jedoch ein munteres Lächeln um seine Lippen zuckte.

„Oho, junger Freund,“ rief der Hofrath, dem dieses Lächeln nicht entgangen war, „kann mir denken, welch ein Gedanke Ihnen da durch den Geist gezuckt ist. — Hab' mich früher viel damit beschäftigt, Gedanken auf den Gesichtern zu lesen — hat mir auch zu nichts geholfen! Aber bah! — was schadet's! — Doch wieder auf Sie zurückzukommen — dachten da vorhin sicherlich: Immer dieselbe Geschichte; die Alten loben immer ihre Zeit, wo es wohl eben so schlecht gewesen sein wird, als heutzutage! Nicht wahr, so war's?“

„Etwas Aehnliches ... ich muß es gestehen!“ stammelte der junge Mann verlegen.

„Das thut nichts!“ schmunzelte der alte Herr mit sichtbarer Befriedigung, errathen zu haben — „ist auch ganz recht! War zu allen Zeiten schlecht und wiederum gut, wie es heute ist, und ich glaube sogar, daß das Gute das Schlechte immer im Gegengewicht gehalten hat! Aber bescheidener waren die jungen Leute damals, das lass' ich mir nicht nehmen — und daher waren sie auch liebenswürdiger und beliebter!

— Doch ich zweifle, junger Freund, ob meine Philosophie hinreichen wird, Sie von dem langen, staubigen Wege zu erfrischen. — Entschuldigen Sie nur, meine Tochter wird gleich kommen."

„O, ich bitte, Herr Hofrath, sich meinethalben nicht zu incommodiren."

„Nichts — nichts — freue mich, Sie zu sehen, obgleich ich mich Ihrer Familie gar nicht mehr entsinnen kann. Ihre Eltern sind wahrscheinlich erst in die Residenz gezogen, nachdem ich dieselbe verlassen?"

„Ich glaube nicht, Herr Hofrath," sagte der junge Mann, leicht erröthend.

„So — nun ja, mein Gedächtniß kann ja nicht immer frisch bleiben, — aber dem alten Ottenstein bin ich doch dankbar, daß er Ihnen gerathen hat, sich auf Ihrer Fußtour zu erkundigen, ob ich noch lebe oder todt bin. Ja, ja, wie die Zeit vergeht, — entsinne mich noch ganz genau, wie er von der Universität kam und als unbesoldeter Secretär in's Ministerium trat . . . und heute ist er Wirklicher Geheimrath und hat lange Jahre die Schicksale Ihres Ländchens als Premierminister geleitet. — Hab' oft mit Freundschaft an ihn gedacht, obgleich seine Politik keinen Schuß Pulver werth war."

„Sind Sie denn nie wieder in den langen Jahren bei uns gewesen?" fragte der Andere.

„Nie!" erwiderte der Hofrath kurz — und dann sich umwendend, fügte er hinzu: „Ich begreife wahrlich nicht, warum man uns hier so ohne alle Er-

frischung läßt, Sie werden eine schlechte Meinung von meiner Gastfreundschaft bekommen — doch halt, dort kommt ja die Anna gesprungen, die wird uns Bescheid bringen! Sehen Sie, das ist mein Haustyrann, Herr von Döhren, ja, ja, wenn man wüßte, welche Gewalt so eine fünfjährige Enkelin dem Großvater gegenüber ausübt! . . . Willst Du nicht so laufen, Du Ausbund, bei solcher Hitze!"

Ein kleines Mädchen kam trotz der ihr zu Theil gewordenen Warnung athemlos herangestürzt.

„Soll Dir sagen," kam's stückweise aus ihrem Mündchen, „die Mama muß erst frischen Kaffee kochen — und Kuchen giebt's auch! . . . Bekomm' ich auch welchen, Großpapa?"

„Ruhe! — Hast Du auch alles ausgerichtet, wie ich es Dir gesagt?"

„Ja, Großpapa — und darf Liddy mit zum Kaffee kommen?"

„Wenn Ihr hübsch artig sein wollt. — Sieh, der Herr ist aus der Residenz, da giebt es nur ganz artige Kinder und nicht Tausendsasas, wie Ihr seid!"

„Großpapa, ist Tante Emilie auch da, wo es artige Kinder giebt?"

Es flog wie ein Schatten über die hohe Stirne des alten Herrn.

„Ja, ja — mein Kind!" sagte er endlich . . . „geh, sieh zu, daß Deine Mama uns bald versorgt, denn mein Gast verschmachtet."

„Großpapa, warum hat denn der Herr Tante Emilie nicht mitgebracht?“

„Weil das eine andere Residenz ist, kleiner Dummkopf! . . . Nun lauf'! . . . Marsch!“

Das Kind verschwand, und einige Augenblicke Stillschweigens folgten.

„Sie haben noch eine Enkelin?“ fragte der junge Mann, der lächelnd dem Geplauder des Kindes zugehört hatte.

„Ja — die ist jedoch noch drei Jahre jünger und begreift es noch nicht, welche Macht sie mir gegenüber hat! Die beiden Herzenskinder versüßen mir das Leben. — Hat Ottenstein auch schon . . . dumme Frage! — Sie sagten mir ja selbst vorhin, daß sein Sohn, der Lieutenant, noch nicht an's Heirathen dächte! Ja, wenn ich einen Sohn hätte! — Ach was, es ist so viel besser, obgleich ich mit meiner Tochter Unglück gehabt habe. Sie wissen es vielleicht nicht; meine Tochter, die Mutter meiner Enkelinnen, ist schon seit vier Jahren Wittwe und wohnt seit der Zeit wieder bei mir. Der liebe Gott hat mir meine Frau seit langen Jahren schon genommen, und hätte ich Söhne gehabt, was wäre dann aus mir in meiner Einsamkeit geworden?“

„Sie empfanden dieselbe wohl schon während der Verheirathung Ihrer Frau Tochter?“

„Nicht ganz — meine andere, jüngere Tochter war bei mir! . . . Aber erzählen Sie mir doch etwas aus Ihrer Stadt. Ich möchte Sie nach so vielem

und so vielen fragen — wahrhaftig, ich freue mich, wieder einmal von der Vergangenheit zu hören. — Was macht denn . . .?"

„Ihr früherer Zögling, unser regierender Fürst?" unterbrach der junge Mann, und ohne darauf zu achten, daß die Stirn des Hofrathes sich leicht faltete, fuhr er fort: „Ich kann Ihnen nicht viel erzählen — er ist immer recht wohl, und unser Erbprinz kommt im nächsten Semester auf die Universität!"

„So, und was sagt man von der Erziehung, welche der Erbprinz genossen?" fragte der Hofrath, ohne daß der Ernst von seinem Gesichte gewichen war.

„Ich kann darüber nicht sprechen," meinte der junge Mann — „aber man erzählt, daß Se. Hoheit der Fürst sehr befriedigt sei, und daß der Erzieher des Erbprinzen . . ."

„Urbi et orbi von den vortheilhaften Eigenschaften seines Zöglings spricht; — ich kenne das — merkwürdig, wie sich doch alles auf der Welt wiederholt! Ich habe es ja eben so gemacht; ich hatte aber auch die plausibelsten Gründe dafür; denn Ihr jetzt regierender Herr war wirklich einer der befähigtsten jungen Leute, die ich kennen gelernt habe!"

„Nun dann," meinte der andere lächelnd, „ist dies ein Beweis, daß sich nicht alles wiederholt, denn der Erzieher des Erbprinzen soll gar nicht gut auf seinen Zögling zu sprechen sein."

„Wirklich? Das interessirt mich ja. Erzählen Sie mir doch . . . wenn ich mich nicht täusche, so

muß der Prinz jetzt achtzehn — neunzehn Jahre alt sein?"

„Ganz recht, Herr Hofrath, — der Erzieher meint, der Prinz sei ein wilder, ausgelassener Bursche, der sich zu allem andern eher schicke, — als eines Tages Regent zu sein!"

„Und das spricht der Mann so offen aus?"

„Ich habe es selbst von ihm gehört."

„Hm! . . . Achtung vor dem Manne! Er wird wohl keine glänzende Carriere machen, aber . . ."

„Weshalb, Herr Hofrath?" fragte der junge Mann, indem er seinen offenen, klaren Blick auf den alten Herrn richtete. Dieser sah ihn gleichfalls einen Augenblick an, dann reichte er ihm die Hand:

„Ihre Frage, Herr von Döhren," sagte er, — „macht Ihrem Gemüthe Ehre — nach dieser Frage möchte ich schwören, daß Ihre mir unbekannten Eltern hochherzige Leute sind. Recht so, junger Freund! Glauben Sie nie, daß eine Handlung ungerecht sei, ehe Sie die innersten, tiefsten Beweggründe derselben kennen, und wenn ein alter Brummbär, wie ich, Ihnen sagt, daß ein fürstlicher Erzieher, der seinen Zögling nicht aus allen Tonarten lobt, keine Carriere macht, dann antworten Sie ihm, daß er wie Cicero pro domo plaidirt! Sie werden mich schon verstehen — mir ist es eben so gegangen. — Hab' meinen hohen Zögling wie mein eigenes Kind geliebt, und deshalb habe ich meine Meinung über ihn stets auf die Goldwage gelegt. Hab' aus ihm einen Mann

machen wollen, wie ich mir einen solchen unter einem Fürsten vorstellte — das hat nicht gepaßt — habe Feinde gehabt, der hochselige Herr hat mich als einen gefährlichen Menschen vom Hofe entfernt — hab' auch wohl seinen politischen Sympathien nie recht gehuldigt — kurz, er hat seinem Sohne einen jeglichen Verkehr mit mir verboten, und Ihr jetzt regierender Herr . . . nun ja, er hat ganz Recht gehabt, seinem Herrn Vater stricte Folge zu leisten! — Doch Sie werden das alles schon haben erzählen hören!"

„In der That, Herr Hofrath — in meinem elterlichen Hause hörte ich einige Male davon sprechen, und man begriff nicht, warum der jetzt regierende Fürst, als er vor einigen Monaten die Regierung angetreten, das alte Unrecht nicht wieder gut mache!"

„Lassen Sie — es ist ja schon lange her — ich trage ihm wahrhaftig keinen Groll nach, wenn er seinen alten Lehrer schon längst vergessen hat! Und dann, sehen Sie — wir wollen vor meiner Tochter davon nicht sprechen — denn sie behauptet, daß die alten Geschichten mich verstimmen! — Ich hatte einen Feind bei Hofe — Gott verzeihe es dem Manne, ich habe ihm längst verziehen, der wollte mir von der Schule her schon nicht wohl und hat mit einer seltenen Consequenz seine Meinung über mich festgehalten! Er ist an allem Schuld — und sein Sohn ist . . . ich weiß nicht unter welchem Titel, in der unmittelbaren Umgebung Ihres jetzigen Fürsten! — Nun werden Sie meine Verschollenheit begreifen. Ich

lebe zufrieden und glücklich — und wenn es mich auch manchmal schmerzt, daß der, den ich wie einen Sohn geliebt, mich verkennt und vergißt — nun, was schadet's ... Sehen Sie, dort kommt mein Trost herangesprungen ... und auch endlich Ihr Kaffee!"

* * *

Das Königreich Sachsen hat auf seinem Gewissen eine schwere Schuld, welche dem späteren Geschichtsschreiber schwer werden wird, auf eine wohlwollende Weise zu behandeln. Das Königreich Sachsen hat nicht allein dem Auslande gegenüber, sondern bei uns Deutschen selbst den deutschen Kaffee discreditirt! Wir bilden uns ein, daß es unmöglich sei, in Deutschland eine gute Tasse Kaffee zu trinken, und wenn es uns wirklich einmal beschieden ist, einen solchen Hochgenuß zu finden, dann suchen wir alle möglichen weitliegenden Erklärungen für das, was uns wie ein Phänomen erscheint. Und dabei — wir rufen die Kosmopoliten als Zeugen auf — trinkt man in Deutschland wirklich nicht schlechteren Kaffee als im Auslande, nur hat sich von Sachsen aus das quantitative Kaffeetrinken dermaßen über unsere Gauen verbreitet, daß natürlich das qualitative darunter leiden mußte!

Diese und andere Betrachtungen machte der Hofrath, als seine Tochter, die verwittwete Frau Doctor Moselt, eine jener Kaffeekannen herbeibrachte, die in anderen Ländern wenigstens für eine Gesellschaft von fünfzehn Personen ausgereicht hätte!

„Sehen Sie, Herr von Döhren,“ sagte er — „das ist unsere Dorfsitte, meine Louise will davon nicht lassen; sie kann es sich nicht vorstellen, daß ein gesunder Mensch weniger als vier Tassen Kaffee trinke!“

„Und mein Papa,“ sagte die junge Frau lächelnd, „ist Gott sei Dank sehr gesund und trinkt manchmal trotz seines Protestes sogar fünf!“

„Sag' das nicht so laut, Verrätherin, sonst verliere ich, wenn unser Gast es wiedererzählt, das bischen Hochachtung, das man mir noch in der Residenz bewahrt hat. Uebrigens schenkst Du mir während des Lesens ein, und in meiner Zerstreutheit trinke ich Dein gebräuntes Wasser, ich möchte sagen in bewußtlosem Zustande — sonst würde sicherlich mein besseres Ich sich gegen Deine dritte und vierte Tasse empören!“

Der junge Mann hörte — wir möchten sagen, mit einem Ausdruck von Rührung auf seinen schönen Zügen — dem heitern Geplauder des alten Hofraths mit seiner Tochter zu, welches oft durch die Kinder, die sich mit dem ihnen geschenkten Kuchen viel um den Tisch zu schaffen machten, unterbrochen wurde. Ein schüchternes Etwas lag in dem ganzen Wesen des jungen Mannes, das den Hofrath ganz besonders ansprach und ihn mit dem Fremden rascher vertraut machte, als das sonst bei seinem etwas argwöhnischen Charakter der Fall zu sein pflegte. Er sah ihn oft

mit einem Ausdruck von Wohlgefallen an, welcher selbst seine Tochter in Erstaunen setzte.

„Und nun, junger Freund!“ sagte er nach der zweiten Tasse — „lassen Sie das Gebräu meiner Frau Tochter etwas ruhen und erzählen Sie mir noch mehr aus der Residenz.“

„Ich glaube nicht, daß das, was ich Ihnen erzählen kann, Sie interessiren wird, Herr Hofrath — von der Vergangenheit weiß ich wenig, und von unserer Gegenwart dort haben wir ja schon gesprochen; außerdem, wenn ich Ihnen zu viel Nachrichten gäbe von der Stadt, die Ihnen immer noch theuer ist, hieße das denn nicht, Sie in Ihrer Absicht bestärken, uns nie wieder zu besuchen?“

„Nun, wie Sie wollen, Herr von Döhren“ — erwiderte der Hofrath etwas mißgestimmt — „meine Tochter ist eben so wie Sie; sie war auch im vorigen Jahre mit meiner andern Tochter dort, beinahe einen Monat, und es war dann nachher nichts von ihr zu erfahren — unter diesem oder jenem Vorwand; — wie Sie wollen!“

„Aber Papa, Du verleumdest mich wirklich,“ — sagte die Frau Doctor — „ich wußte nichts zu erzählen — ich war ganze Tage lang mit Emilien allein, welche die Cur gebrauchte, die ihr der Arzt verordnet!“

„Ist Ihre andere Fräulein Tochter leidend?“ fragte theilnehmend der junge Mann.

„Ja und nein,“ erwiderte der Hofrath seufzend, „das Mädchen schwindet mir dahin wie eine Blume,

an der ein Wurm nagt. Ich weiß nicht, was ich hoffen oder fürchten soll! Wie Gott will! Jetzt habe ich sie nach Berlin zu einer Verwandten geschickt, damit sie sich zerstreue!"

Der alte Herr schwieg und ließ den Kopf sinken — auch die Frau Doctor hatte den ihren in die Hand gestützt und blickte betrübt zu Boden. Eine drückende Stille folgte den Worten des Hofraths.

„Nun, Louischen," — fuhr er mit einem Male auf, — „Du schenkst ja nicht ein — wir wollen von etwas anderem sprechen. Unser Gast soll nicht traurig gestimmt werden! — Aber erzählen müssen Sie, Herr von Döhren, und wenn Sie von Anderen nichts wissen, so erzählen Sie von sich selbst. — Sie sagten, Sie würden nächstens zur Universität abgehen — haben Sie das Gymnasium Ihrer Stadt besucht?"

„Nein, Herr Hofrath, ich hatte und habe immer noch einen — Hauslehrer."

„Ich kann es nicht billigen, die ganze erste Bildung außer der Schule sich anzueignen — doch das ist meine persönliche Meinung — Sie sind gewiß recht froh, jetzt zur Universität, in die sogenannte Freiheit zu kommen?"

„Ich muß Ihnen widersprechen, Herr Hofrath, ich werde von meinem Hauslehrer begleitet werden und bin recht froh, mich noch nicht von ihm zu trennen."

„So!" erwiderte der Hofrath mit gedehnter Stimme, „so . . . dann alle Achtung vor Ihrem

Herrn Hauslehrer, der sich die Liebe seines Schülers in solchem Maße zu erwerben gewußt hat. Und was sagt Ihr Herr Vater dazu?"

„Mein Vater hat sich stets gefreut, daß ich ein solches Freundschaftsgefühl für meinen Lehrer hegte. Er selbst stand meiner Erziehung vor — und da die seine ebenfalls auf diese Weise geleitet und auch er für seinen Lehrer dieselben Gefühle wie ich für den meinen gehabt, so können Sie wohl begreifen, daß ich hierin nur seine Billigung erfahren habe."

„Sehr brav!" rief der Hofrath begeistert. „Wahrhaftig, Ihr Herr Vater ist ein Mann, der . . . den kennen zu lernen ich mich von ganzem Herzen freuen würde — und Ihr Lehrer hat einen Zögling . . ."

„Mit dem er nicht immer zufrieden gewesen ist, der oft und tüchtig von ihm ausgescholten worden ist."

„Nun, das versteht sich ja von selbst — die Jugend kann ja nicht vollkommen sein!"

„Aber der sich für die vielen und strengen Strafarbeiten schon rächen wird!" setzte der junge Mann mit vor Heiterkeit strahlendem Gesicht hinzu.

„Nun ja!" rief der Hofrath lachend, „ich kenne solche Rachepläne schon — bin auch früher ihr Opfer gewesen! Entsinne mich noch ganz genau, wie ich einmal meinen Sallust zum Buchbinder schickte, und als ich ihn gebunden wiedererhielt, da kam nach Seite 9 Seite 20 und dann bis Seite 10 herunter, und so gingen alle Decennien rückwärts. Ich glaubte, der Mann sei närrisch geworden, ging zu ihm und

erfuhr, daß er auch die ganze Sache nicht begriffen hätte, aber daß der Diener, welcher das Buch gebracht, mehrere Male wiederholt habe, es solle genau so eingebunden werden, wie es läge. Das war ganz richtig, ich hatte selbst den Befehl gegeben, da einige lose Blätter darin waren, konnte aber doch nicht begreifen ... da entsann ich mich, daß das Buch eine Zeit lang in dem Zimmer gelegen, in welchem Se. Hoheit der Erbprinz mehrere Stunden verweilt hatte, um eine Strafarbeit zu machen. Er hatte gehört, was ich dem Diener gesagt — und hatte die Zeit benutzt, um mir den Streich zu spielen. — Der Tausendsasa! — Wissen Sie, was ich that? Ich sagte kein Wort; aber an seinem nächsten Geburtstage, wo er den Streich wahrscheinlich schon lange vergessen hatte, da ließ ich sein Wappen auf den Umschlag drucken und überreichte ihm den Sallust zum Geschenk. Eine halbe Stunde später kam er zu mir und bat mich um Verzeihung — es war ein prächtiger Junge ... junger Prinz!" verbesserte der Hofrath.

Herr von Döhren hatte der Erzählung dieser kleinen Anecdote mit einer Aufmerksamkeit zugehört, die sie kaum verdiente. Es war dies dem Hofrath nicht entgangen, denn einige Augenblicke, nachdem er geendet, fügte er hinzu:

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es scheint mir, daß Sie, junger Herr, auch wohl einige solcher Pagenstreiche auf dem Gewissen haben."

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin," versetzte der junge Mann, „ich habe an den schönen Sommertagen auch nicht immer ein ellenlanges Pensum mit Vergnügen gemacht und mich manchmal revanchirt. Aber in diesem Falle muß eine eclatantere Vergeltung stattfinden, und was mich am meisten dabei amüsirt, ist, daß ich weiß, mein Papa billigt ganz und gar das, was ich thue."

„Wirklich? — das setzt mich in Erstaunen, dann wird Ihr Racheplan wohl nicht so schauderhaft sein."

„Nun — nun! Verdient hätte er es wahrlich. — Wir sind ihm alle so gewogen, als wenn er in unserem Hause geboren wäre, und dennoch hat er Geheimnisse vor uns; — denken Sie sich, er ist unglücklich vielleicht ... wahrscheinlich — und keiner von uns weiß etwas davon. Ich habe es zuerst errathen, habe dann dem Dinge nachgespürt, habe, ich will es gestehen, mir einige Indiscretionen zu Schulden kommen lassen, und als ich die Gewißheit hatte und nicht mehr aus und ein wußte, habe ich alles meinem Vater gesagt. — Nun glaubte ich, daß Allen geholfen sei, denn mein Vater hat viel — Einfluß; doch leider Gottes mußte ich bald sehen, daß ich mich zu früh einer trügerischen Hoffnung hingegeben hatte. — Mein Vater sprach lange und offen mit ihm und sagte mir als Resultat seines Gespräches, — es sei keine Hoffnung, die Sache zu arrangiren — mein Lehrer würde und müßte sich wie ein Mann in sein Schicksal fügen. Da habe ich mich einige Tage lang mit dem Bescheide

im Kopfe herumgetragen — und endlich habe ich gedacht, daß, was mit aller Klugheit und allem Einfluß nicht gelingt, oft auf ganz einfache Weise zu Wege gebracht werden kann ... und will auf eigene Faust jetzt handeln! O, wenn es mir gelänge! ... Wie würde ich mich freuen!"

Das Gesicht des jungen Mannes glühte bei diesen Worten vor innerer Aufregung — der Hofrath sah ihn mit einem unaussprechlich wohlwollenden Blick an und reichte ihm endlich die Hand.

„Ich habe nie einen Menschen um etwas beneidet," sagte er, „aber — Herr von Döhren ... ich hätte gerne einen Sohn gehabt, der Ihnen ähnlich sähe!"

Jener wandte das Gesicht ab — sein Auge war feucht.

„Und Du, Louischen — Dein Kaffee wird kalt sein — geh, hole eine Flasche Wein — ich will mit meinem Gaste anstoßen auf seinen Hauslehrer."

„O, von Herzen gerne!" rief Döhren.

„Dort steht Wein," sagte die Doctorin, „ich wußte wohl, daß Du dem jungen Herrn durch Deine Kritiken den Geschmack an meinem Kaffee verderben würdest, ich war, wie Du siehst, darauf vorbereitet!"

Einige Minuten später waren die Gläser voll, und der Hofrath ergriff das eine, indem er mit bewegter Stimme sagte:

„Man weiß nicht oder man beachtet den Einfluß, den der Lehrer auf das Gesammtwohl eines

Staates hat, nicht genug. Er macht aus dem Knaben einen Bürger, der für sein Land lebt, wirkt und stirbt! Niemandem entgeht dieser Gedanke, Jedermann hat ihn gehegt — und wir alle sind undankbar gegen die, welche uns geistig auf den Punkt gebracht haben, wo wir die Gaben, die Gott in uns gelegt hat, auszubilden im Stande sind! Wer kennt die Namen der Jugendlehrer eines Humboldt, eines Ritter, eines Gneisenau oder eines Stein? — Die Professoren, die in das gut vorbereitete Geistesfeld gesäet haben, deren Namen wird man schon wissen, aber der, welcher den Acker von Steinen und Wurzeln gesäubert, der ihn mit seinem Schweiße gepflügt und geeggt, der ist vergessen und verschollen, und wenn auch die Saat, welche dem Boden entsprießt, die fruchtreichste des Jahrhunderts würde! — Mögen Sie unserem Lande einst ein nützlicher Mann werden, Herr von Döhren — aber dann vergessen Sie auch nie des schlichten und vielleicht verkümmerten Candidaten, der Sie den Professoren der Universität so überliefert hat, wie Sie sind — gesund an Kopf und Herz! — Nennen Sie mir seinen Namen — im Hause eines vergessenen ehemaligen Collegen wollen wir auf seine Gesundheit trinken — sagen Sie, wie heißt er?"

„Hermann Welker!" — sagte der junge Mann kaum vernehmbar.

Eine plötzliche Veränderung ging in den Zügen des Hofraths vor — er setzte das schon halb erhobene

Glas wieder nieder — und strich sich mit der Hand über die Stirn. Auch die Doctorin hatte einen erschreckten Blick auf den jungen Mann geworfen.

„Welker,“ ... sagte der Hofrath endlich ... „ist er aus der Residenz gebürtig?“

„Ja,“ erwiderte Döhren mit unsicherer Stimme, „er ist der zweite Sohn des früheren Staatsraths.“

Der alte Herr war von seinem Stuhle aufgesprungen und hatte das Glas weit von sich gestoßen — seine Tochter war mit höchst besorgter Miene den Bewegungen des Vaters gefolgt. — Dieser, nachdem er einen Blick auf den jungen Mann geworfen, schien sich gefaßt zu haben — setzte sich wieder — ergriff sein Glas und sagte:

„Die Sünden der Väter haben nichts mit den Kindern gemein. — Ihr Herr Hauslehrer soll leben, Herr von Döhren — und möge er nie einen Feind finden, der ihm die Zärtlichkeit und Freundschaft seines Schülers entreißt!“

„O, das wird nie jemand vermögen!“ rief der junge Mann, indem er sein Glas leerte.

Der Hofrath lächelte bitter und drückte die Hand, welche ihm seine Tochter mit einem vielsagenden Blicke gereicht hatte.

* * *
*

Der Wein schien die Schüchternheit des jungen Herrn von Döhren verscheucht zu haben, denn eine Viertelstunde nach dem ersten Glase, dem bald ein anderes folgte, war er gesprächig geworden, und es

war ihm gelungen, dem alten Herrn durch allerlei Anecdoten aus der Residenz den Eindruck zu verscheuchen, den der Name seines Hauslehrers auf seinen Wirth hervorgebracht hatte.

„Herr Hofrath,“ sagte er mit einem Anflug von Vertraulichkeit, „als Herr von Ottenstein mich bat, Sie zu besuchen, leistete ich gerne seiner Bitte Folge, denn seit lange hegte ich schon den Wunsch, Sie kennen zu lernen, aber dieser Wunsch hatte sich verhundertfacht seit dem Augenblicke, wo ich den Entschluß gefaßt habe, meinem Erzieher zu dem Glücke seines Lebens zu verhelfen.“

„Ich möchte Sie nicht in Ihrem Entschlusse wankend machen, junger Freund — er ist hochherzig und edel, jedoch ich weiß es, man faßt solche Entschlüsse in Ihrem Alter und ... doch sagen Sie mir, wie ich damit in Verbindung komme?“

„Ich glaubte, Herr Hofrath, daß Sie mir Ihren guten Rath nicht vorenthalten würden.“

„Gewiß nicht — aber warum gerade ich ...?“

„Das werden Sie selber errathen, wenn Sie mir zugehört haben. — Mein Lehrer ist, wie ich Ihnen erzählt, der zweite Sohn des unter dem hochseligen Fürsten so einflußreichen Staatsraths Welker. Sein ältester Bruder war Hauptmann in unserem Contingente und war dem damaligen Erbprinzen als Adjutant beigegeben. Der Staatsrath starb vor einigen Jahren, und als der Erbprinz vor einigen Monaten zur Regierung kam, war eine seiner ersten

Handlungen, den Adjutanten, der ihm von seinem Vater aufgedrungen war, von sich zu entfernen, ihn zu pensioniren ..."

„Das habe ich nicht erfahren!" ... rief der Hofrath in großer Bewegung.

„Das war eine öffentliche Ungnade," fuhr der junge Mann fort, „die jedoch die in das fürstliche Privatleben Eingeweihten nicht im Geringsten in Erstaunen setzte; denn man wußte, daß der Erbprinz die Welker'sche Familie nie geachtet und stets, obgleich seinem Vater gehorchend — den Einfluß, den man dieser Familie verliehen, als ein Unglück für sich und für das Land betrachtet hatte. — Meinen Erzieher traf dieses Geschick nicht weniger betrübend, obgleich er sich mit seinem Vater und seinem älteren Bruder nie gut gestanden hatte. Ihn hatte der Fürst bei seinem Regierungsantritt wissen lassen, daß er für seine künftige Carriere nichts zu fürchten habe, daß er ihm stets huldreich sein werde; — doch Sie werden begreifen, daß es für einen edlen Charakter stets ein herber Schmerz ist, die Ungunst eines Fürsten, den man hoch verehrt, auf ein Mitglied seiner Familie fallen zu sehen. Herr Welker ward tief davon ergriffen, besonders nachdem der Fürst eines Tages eine lange Unterredung mit ihm gehabt hatte. — Doch das ist noch nicht alles. — Sie haben vielleicht gehört, daß der Staatsrath auf seine Stellung höchst eifersüchtig war und sich dabei öfters Ungerechtigkeiten gegen diejenigen zu Schulden kommen ließ, deren Ein-

fluß er fürchtete. — Nun denken Sie — mein unglücklicher Erzieher liebt die Tochter eines solchen von seinem Vater mit einer durch nichts zu rechtfertigenden Ungerechtigkeit lange Jahre hindurch Verfolgten."

Der junge Döhren hielt inne -- der Hofrath hatte seinen Worten mit der höchsten Spannung zugehört; denn alles, was er jetzt erfuhr, war ihm bei seiner gänzlichen Absonderung von seinem früheren Verkehr vollständig unbekannt geblieben. — Bei den letzten Worten war er zusammengefahren . . .

„Das klingt ja wie ein Roman!" sagte er.

„Ja, aber dessen Schluß ein höchst trauriger werden wird; denn Niemand kann helfen . . . selbst der Fürst nicht, der alles weiß!"

„Selbst der Fürst nicht — wie soll ich das verstehen?"

„Er hat meinem Hauslehrer gesagt: „Hier bin ich ohnmächtig, denn jeder Schritt, den ich für Sie thun würde, wäre eine Anklage gegen meinen hochseligen Vater! . . .""

„Das . . . das ist wahr . . . und wiederum nicht wahr! Doch was sagt der Vater des jungen Mädchens zu solch einem . . . einem, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll . . . zu einem solchen Gefühle?"

Der junge Herr von Döhren erhob sich — trat vor den Hofrath hin, und mit fast feierlicher Stimme sagte er:

„Ehe der Vater von jenem Gefühle wußte, welches Hermann Welker mit seiner Tochter schon seit

Jahren, von Allen ungeahnt, verbindet — da sagte jener Vater: „Die Sünden der Väter haben nichts mit den Kindern gemein!" —

... Wie erstarrt blickte der Hofrath in das Gesicht des jungen Mannes! Auch die bisher schweigsam zuhörende Doctorin war aufgesprungen.

„Niemand weiß um mein Vorhaben, Herr Hofrath," fuhr Döhren fort; — „in meiner Unerfahrenheit in den sich so oft und vielfach durchkreuzenden Interessen des Lebens — als ich sah, daß Alle rathlos waren, da glaubte ich, daß es das beste wäre ..."

„Was!!" ... rief der Hofrath mit glühendem Gesichte ... „was?"

„Ihnen selbst zu sagen, daß mein unglücklicher Erzieher und Ihre kranke Tochter seit drei Jahren sich kennen — sich lieben ... und mit Verzweiflung in die Zukunft schauen!"

„Meine Tochter — Emilie!" rief der alte Herr ... „o, es ist nicht möglich ... sie hätte gewagt — Sie wagen ..."

Der junge Döhren hatte einen flehenden Blick auf die Doctorin geworfen — dann wandte er sich wieder an den Hofrath:

„Ich sagte es Ihnen im Voraus, daß ich das Leben nicht kenne — weisen Sie mich aus Ihrem Hause, wenn ich Sie beleidigt habe — aber ich glaubte, diesen Schritt dem Manne schuldig zu sein, der meinen Geist gebildet, und dem ich nicht genug dafür danken kann — wie Sie selbst es vorhin sagten!"

„Ihnen . . . Sie sind ein edler junger Mann!“ rief der Hofrath . . . „aber . . .“

„Und Emilie ist immer Dein Liebling gewesen, Papa . . .“ sagte die Doctorin — „und jetzt wissen wir, warum sie hinschmachtet!“

„Auch Emilien bin ich nicht gram — dem armen Kinde —“ rief der alte Herr . . . „aber . . .“

„Und auch meinem Hauslehrer nicht!“ unterbrach der junge Mann — „ihm, den der Fürst hochachtet — den wir lieben — und der mehr leidet, als Sie sich wohl vorstellen.“

Der Hofrath sprang auf — öffnete die Thür, welche von der Veranda in's Haus führte, und rief:

„Ich muß allein sein, mich sammeln — muß . . .“

Er war verschwunden!

„Und nun, liebe Frau Doctor,“ sagte der junge Mann, indem er sich der Wittwe näherte — „helfen Sie! . . . Meine Mutter, — die Sie einst kennen lernen werden, sagt, daß wenn . . . wenn es gelänge, — Ihre Schwester glücklich mit meinem Erzieher sein würde!“

Er nahm seinen Hut.

„Leben Sie wohl,“ fügte er hinzu, „und machen Sie meinen Frieden mit Ihrem Vater, er hat mir zu verzeihen, daß ich ihn einen ganzen Nachmittag lang getäuscht habe.“

Und eilenden Schrittes verließ er das Haus des Hofraths, vom Blicke der noch immer nicht zu sich gekommenen Wittwe gefolgt.

* * *

„Wahrhaftig, wenn es nicht heller Mittag wäre, glaubte ich, ich sähe Gespenster!“ rief der Geheimrath von Ottenstein, indem er von seinem Sessel aufsprang und einem Eintretenden entgegeneilte. „Du hier, altes Haus! — Laß Dich umarmen, Mensch! — Es sind fünfzehn Jahre, daß ich Dich nicht gesehen! Und immer noch das treue, liebe Gesicht! — Wahrhaftig, ich freue mich! — Komm, setz Dich, hier zu mir. — Na, Gott sei Dank! Endlich ist er wieder da!“

Dieser herzliche Empfang galt unserm alten Hofrath, der sich wirklich in der folgenden Woche nach der Residenz begeben und zuerst bei seinem alten Freunde vorgesprochen hatte.

Nachdem er einige Zeit mit ihm von der Vergangenheit geplaudert, sagte er plötzlich:

„Ich habe einen schweren Gang vor, Ottenstein, den mir Niemand abnehmen kann, und der mir, ich leugne es nicht, viele Ueberwindung kostet. Ich will Dir das in wenigen Worten erzählen. — Gestern erhielt ich die Antwort meiner Tochter Emilie — Dein junger Freund wird Dir wohl alles erzählt haben — kurz, sie hat mir ein einfaches „Ja“ geantwortet, und jetzt muß ich meine Vaterpflicht erfüllen und alle meine vorgefaßten Antipathien überwinden. — Sage mir, wo wohnt der Candidat Welker?“

„Candidat ... Welker ... den kenne ich nicht.“

„Wie? den Erzieher des jungen ...“

„Ach so! Du meinst den Hofrath Hermann Welker? — der wohnt natürlich im Schlosse oben.“

„Ich verstehe Dich nicht — in welchem Schlosse?“

„Nun, Donner! Hast Du denn nicht im Schlosse gewohnt, als Du ... Erzieher des Erbprinzen warst?“

... Lange noch weidete der Geheimrath seinen Blick an den erstaunten Zügen des alten Freundes — dann nahm er Hut und Stock und sagte:

„Jetzt haben wir Dich hier — jetzt lassen wir Dich nicht mehr — Du bist von unser aller Liebling überrumpelt worden, alter Brummbär, gestehe es nur ein.“ — Dann ernster werdend, fügte er hinzu: „Glaubst Du denn, daß der, welcher einen solchen Geist auszubilden fähig war, nicht auch ein guter Mensch ist? Muß denn an einem Menschen alles krank sein? — Kann in einer Intriguantenfamilie denn gar kein guter, edler Mann sein? — Ich bürge Dir für den Mann — und wenn Dir das nicht genügt ...“

Die Flügelthüren öffneten sich — der Kammerdiener meldete:

„So eben fahren Se. Hoheit der Fürst mit dem Erbprinzen vor.“

„Nun?“ fragte Ottenstein seinen Freund, „nun?“

Doch dieser antwortete nicht — den Kammerdiener rasch zur Seite schiebend, war er mit freude-

strahlendem Gesicht seinem früheren Zögling entgegengeeilt.

„Lauf augenblicklich in's Schloß,“ sagt Ottenstein zu seinem Kammerdiener, „und sag dem Hofrath Welker, er solle keine Minute zögern und her zu mir kommen.“

. . . .

Den weiteren Verlauf dieser wahrhaften Geschichte ist wohl unnöthig zu erzählen.

Eine verlorene Cantate.

Legende aus dem Componistenleben.

Das Leben in Mailand im Jahre 1790 war ein eigenthümliches. Noch nie war der Carneval so belebt, so heiter, so überaus geistessprudelnd gewesen, wie in diesem Jahre; — alles war Leben, überschwängliches Leben und Lust — und dennoch brauste dumpf in den Tiefen dieser so leichtfertig scheinenden Gesellschaft, einer unterseeischen Quelle gleich, die die Oberfläche des Wassers glatt und ruhig läßt, die Revolution, welche in einigen Jahren auf den Gefilden Italiens einem ihrer Söhne eine Wiege von Ruhm und Unsterblichkeit, wie es keine zweite giebt, bereiten sollte.

Der Consigliere der Stadt, der ehrenwerthe Domenico Barberini, der gefeierte und hochgeachtete Patricier, hatte den Anfang der Fastenzeit kaum erwarten können, und das aus einem Grunde, den wir kalten Nordländer kaum zu begreifen fähig sind. Der

alte Herr war einer jener Musikenthusiasten, wie nur Italien einen solchen hervorbringen kann — er mußte mehrere Male des Tages Musik hören, er mußte stundenlang von Musik sprechen, und wenn er im Rathhause neben dem Podesta der Stadt auf hohem Richtersitze thronte und die Parteien anhörte, hatte sich der Podesta oft lächelnd abwenden müssen, denn der Consigliere summte still ein Allegro vor sich hin, während die Interessen der Stadt sich vor ihnen entschieden.

Wenn der würdige Herr jedoch seine Musikliebhaberei im allgemeinen bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, so hatte er auch in der Musik selbst noch eine besondere Liebhaberei — eine Unterabtheilung, wie sein Neffe, der Maler Tito Mattei, sie nannte — und dies war die religiöse Musik, für die er schwärmte und derenthalben ihm die Fastenzeit stets als die schönste und erwünschteste des Jahres erschien, da, wie man weiß, während dieser Zeit nur religiöse Musik aufgeführt wird. Diese Liebhaberei nahm ihn fast ganz in Anspruch — dermaßen in Anspruch, daß er lange Zeit gar nicht bemerkte, daß seine sterbende Gattin ihm ein Kleinod im Hause zurückgelassen, das eben so würdig war, bewundert zu werden, wie ein Requiem von Palestrina oder ein Miserere von Allegri, ein Kleinod, welches das Herz mit eben solcher berauschenden Wonne erfüllte, wie das sanfteste, träumerischste Adagio — ein Kleinod, welches an Schönheit, Anmuth, Herz und Geist mit kei-

nem andern in ganz Mailand verglichen werden konnte — seine Tochter Angelica Barberini, die im Jahre 1790 ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Und als der brave Rathsherr endlich dies wahrgenommen hatte, da baute er sich in seinem Geiste ein Luftschloß, dessen Architect nur ein Meloman, wie er, sein konnte, ein Luftschloß, dessen Erfüllung zur Fastenzeit des Jahres 1790 stattfinden sollte, und das im Kreise seiner Bekannten nicht wenig Aufsehen erregt hatte. — Es war die Verlobung seiner schönen Tochter mit einem Componisten, der noch gar wenig Ruhm besaß, aber dessen erste Arbeiten doch solches Aufsehen gemacht hatten, daß man in ihm den zukünftigen Regenerator der religiösen Musik zu sehen hoffte. Ferdinand Paer war vierundzwanzig Jahre alt, Sohn eines Kapellmeisters in Parma und hatte seit einigen Jahren seinen Aufenthalt in Mailand genommen, wo er durch seine Bekanntschaft mit dem Maler Tito Mattei Eingang im Hause Barberini's gefunden hatte.

Wir führen jetzt den Leser am 1. April, am Tage, wo die Verlobung des jungen Künstlers mit der schönen Tochter des Consigliere gefeiert werden sollte, in den festlich geschmückten Saal des Palazzo Saramento, welchen dieser bewohnte.

„Komm näher," sagt der etwas beleibte Consigliere zu seinem Neffen, dem Maler, einem bildschönen jungen Manne von einigen zwanzig Jahren, „komm näher zu mir, Brausekopf, ich will Dir etwas

Ernstes sagen, wenn Du fähig bist, ernsten Worten Gehör zu geben."

„Hier bin ich, verehrtester Oheim, und würde Ihnen mit allem Respect zuhören, selbst wenn Sie mir ein Requiem vorsängen."

„So? — Wieder eine Pointe . . . doch das wird sich nachher finden; aber in allem Ernste, Tito, höre mir zu! Ich hoffe, Du wirst am heutigen Tage, wo der Ruhm Deines Freundes von allen Kennern hochgepriesen werden wird, und wo sein Lebensglück gegründet wird, heute, Tito, hoffe ich, daß Du Deinen Leichtsinn aufgeben und mir helfen wirst, das Decorum meines Hauses zu wahren und zu heben."

„Zu Befehl, verehrtester Onkel."

„Du kennst mein Arrangement — hast Dich genug darüber moquirt, aber jetzt, wo alles der Ausführung nahe ist, jetzt weiß ich, daß Dein Herz die Oberhand über Deinen leichtsinnigen Geist gewinnen wird und Du Deinem Oheim wie ein Sohn zur Seite stehen wirst . . . Ah, wenn Du hättest Musik studiren wollen, welche Freude hättest Du mir bereiten können, wenn Du heute, wie Paer, einen Triumph feiern könntest . . . und . . ."

Der alte Herr hielt inne und seufzte, indem sein Auge über das Gesicht seines Neffen schweifte, welches sich in diesem Augenblicke mit einer dunkeln Röthe überzogen hatte, doch der heitere, leichtfertige Ausdruck kehrte fast eben so schnell auf demselben zurück, und er sagte lächelnd:

„Dann hätte ich wohl gar meine Cousine Angelica heirathen sollen?"

„Nun? — Hättest Du nicht mit beiden Händen zugegriffen?"

„Ich brauche meine Hände zum Malen," erwiderte der junge Mann, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte.

Die Ader schwoll auf der Stirn des alten Herrn bei der ziemlich impertinenten Antwort seines Neffen, doch er beruhigte sich bald und sagte:

„Schön — schön! Man wird sehen ... selbst dieser Freudentag wird mir verbittert werden durch meinen lieben Neffen, der sogar heute seine Neckereien mit seiner Cousine nicht lassen kann ..."

„O, sie bleibt mir nichts schuldig, lieber Onkel ..."

„Gewiß! ... Und Ihr seid die Kinder von zwei Schwestern! Wer wäre fähig, das zu glauben? Hast Du ihr jemals einen Gefallen gethan? Wie hat sie Dich vor Jahren gequält, Musik zu studiren — Apropos, spielst Du denn gar nicht mehr?"

„Seit vorigem Jahre habe ich keine Taste berührt."

„Unglückseliger Mensch! ... Und er hatte Talent, Gehör ... es ist zum Verzweifeln ... er hatte ein musikalisches Gedächtniß, wie ich nie ein zweites gesehen ... doch lassen wir das! Ich will mir diesen Tag nicht im voraus verderben — also hörst Du! ... Wenn Paer sich an's Clavier gesetzt hat, dann

holst Du Angelica und führst sie auf ihren Sitz neben dem meinen — und wenn er seine neue Composition beendet und, wie vorauszusehen ist, die Bravi aus allen Ecken des Saales erschallen werden, dann nimmst Du Paer bei der Hand und führst ihn zu mir, indem Du mich um die Erfüllung des Wunsches Deines Freundes bittest."

„Ja, ja, theuerster Onkel — ich kenne den ganzen Scenario seit acht Tagen auswendig — und dann bittet er um die Hand Ihrer Tochter — und die Versammelten rufen Bravo! Bravo! Sie sind gerührt, — Fräulein Angelica wird roth, schlägt die Augen zu Boden — oder richtet sie auf einen gleichgültigen Gegenstand . . ."

„Ich werde Dich ansehen, Tito . . ." ertönte plötzlich neben den beiden eine liebliche Stimme . . . Angelica steht im ganzen Reiz ihrer wahrhaft unübertrefflichen Schönheit vor ihnen. — Der alte Herr will den Maler verhindern, seiner Cousine zu antworten, ergreift das Wort und setzt seiner Tochter noch einmal das ganze von ihm aufgestellte Ceremoniel auseinander. Als er sagt, daß der Maler sie zu ihrem Sitze führen wird, unterbricht sie ihn und sagt:

„Ich habe schon galantere Cavaliere gehabt."

„Und ich liebenswürdigeren Damen meinen Arm geboten," versetzt Mattei schnell.

„Unter die Erde werden sie mich noch bringen!" ruft der Consigliere, indem er mit dem Fuße stampft — „selbst heute, selbst in diesem feierlichen Augen-

blicke können sie nicht Frieden halten, wo sie eine neue Cantate hören werden und sich verloben . . ."

Der würdige Herr konnte nicht fortfahren, denn die ersten seiner Gäste traten in den Saal. — —

Ferdinand Paer hat sich so eben an's Clavier gesetzt — es ist eine kleine, unbedeutende Erscheinung mit breiten Schultern und großem Kopfe, doch das Genie leuchtet auf seiner weiten Stirn, aus seinen sanften, regelmäßigen, fast schönen Zügen. Sein langes blondes Haar ist gegen die Mode jener Zeit nicht in einem Zopf zusammengeflochten, sondern nach Künstlermanier nach hinten geworfen, und sein seelenvolles blaues Auge ruht auf Tito und Angelica, die in diesem Augenblicke, dem bewußten Ceremoniel gemäß, den Saal durchschritten, einem etwas erhöhten Sitze zu, auf dem der Consigliere Platz genommen hat.

„O," murmelte er vor sich hin, „wenn ich die beiden sehe — es giebt kein schöneres Paar auf der ganzen Welt, und er mein bester Freund — und sie, die heute noch mir öffentlich versprochen werden soll; — dann, ich weiß nicht, wie mir wird, ich möchte, wie jener Fürst der Sage, ein Kleinod den unerbittlichen Rachegöttern weihen. Womit habe ich denn so viel Glück verdient, mein Gott, — der arme Tito — sein Onkel beklagt sich über seinen Leichtsinn, und ich — ich bin manchmal in Verzweiflung über seine Melancholie . . . stundenlang sitzt er mit dem Kopf in der Hand und starrt gedankenlos vor sich hin . . .

o, es liegt etwas Menschliches in seinem Schmerze — es ist nicht der Künstlerschmerz, der ein Ideal sucht und nicht findet, nein, der Mensch in ihm leidet . . . und ich werde glücklich sein, während das Herz meines einzigen Freundes sich härmt und leidet . . . Glücklich? Ganz glücklich? — Ich weiß nicht, manchmal scheint es mir, als wenn ich das Herz Angelica's nicht besäße . . ."

Barberini gab ihm ein Zeichen, welches seinem Monologe ein Ende machte; er legte die Finger auf die Tasten, und bald ertönte eine Musik im Saale des Consiglieres, welche diesen bis in den Himmel versetzen mußte, denn, obgleich nur eine Cantate, trug sie dennoch den ernsten Stempel der Kirchenmusik in jeder Zeile, selbst im schwellenden Andante, selbst im rauschenden Allegro. — Es war wirklich ein Meisterwerk, das der junge Componist vortrug — ein Werk, welches durch die Erhabenheit des Styls und zu gleicher Zeit durch die Einfachheit der Motive alles bis dahin von ihm Componirte übertraf.

Der letzte Accord verhallte, — die Gesellschaft des Consigliere Barberini war noch einige Secunden lang von jenem eigenthümlichen Zauber befangen, in den die Musik die Gemüther ihrer aufrichtigen Verehrer versetzt . . . doch dann brach ein Bravosturm von allen Lippen aus, wie sich wohl jeder Componist einen gleichen wünschen könnte — Paer wollte sich erheben — wollte danken — wollte einen Blick auf die werfen, an deren Beifall allein ihm am meisten

gelegen war — als plötzlich eine donnernde Stimme, die alle anderen übertönte, sich im Saale hören ließ.

„Silencio, Signori!“ rief dieselbe, „Silencio! Der Mensch verdient Ihre Bravi nicht!“

Paer wandte sich dem Orte zu, von dem jene Stimme kam — und mit einem Schrei des Schreckens fiel er auf seinen Sitz zurück.

Mit kreidebleichem Gesicht, mit unstätem, düstern Blick und zitternden Gliedern stand Tito Mattei in der Mitte des Saales und wies mit dem Finger auf ihn.

„Dieser Mensch betrügt Sie, Signori,“ sagte seine vor Aufregung kaum vernehmbare Stimme — „er stiehlt einen Ruhm, der ihm nicht gehört — ich, bis vor wenigen Augenblicken sein bester Freund, ich sage es Ihnen — er betrügt Sie — er ist nicht der Componist der Cantate, die er Ihnen so eben vorgespielt!“

Man kann sich denken, welch unendlicher Wirrwarr den Worten des jungen Menschen, den man für wahnsinnig hielt, folgte; — ein Theil der Gesellschaft war aufgesprungen und drängte sich um ihn; ein anderer war um Paer beschäftigt und suchte ihn zu beruhigen. Der Consigliere war wie verzaubert auf seinem Sessel festgenagelt neben der todtenbleichen Angelica. — Am ruhigsten schien Paer selbst zu sein — er warf ängstliche Blicke auf Mattei; die Idee, daß ein plötzlicher Wahnsinn diesen befallen, hatte sich seiner bemächtigt.

„Glauben Sie denn, meine Herren, daß ich es Ihnen nicht beweisen kann?“ rief unterdessen Mattei — „glauben Sie, daß ich eine solche Anklage erheben würde, ohne dafür eintreten zu können? Die Cantate, die Sie so eben gehört, und welche dieser Mensch behauptet, in diesem Winter componirt zu haben — ich habe sie vor sechs Jahren in Sicilien von einem Mönche auf der Orgel spielen hören ... sie ist im sechszehnten Jahrhundert schon componirt, expreß für das Kloster von Capodimonte.“

„Sie täuschen sich — Sie täuschen sich!“ schallte es von allen Seiten.

Paer lächelte traurig.

„Nein, ich täusche mich nicht!“ rief Mattei, „ich bin sieben Wochen in Capodimonte krank gewesen; die guten Mönche haben mich gepflegt, und zum Dank, als ich genesen, habe ich die Bilder ihrer Kirche restaurirt; da habe ich diese Cantate wohl zwanzig Mal gehört — mehr noch, ich habe sie selbst einige Male gespielt.“

Paer zuckte mit den Schultern — doch plötzlich erhob sich der Consigliere, der bis dahin kein Wort gefunden hatte, von seinem Sitze.

„Halt!“ rief er, „jetzt werden wir Wahrheit erlangen! Signori, es giebt kein ähnliches musikalisches Gedächtniß in Italien, wie das meines Neffen; was er einmal selbst gespielt, weiß er auswendig — wenn er also im Kloster von Capodimonte, wie er sagt, die Cantate oft gespielt hat, so wird er sie uns

gleich vorspielen ... und nur dann will ich glauben, daß ... daß ich nahe daran war, einem ..."

„Ja, ja," riefen die Anwesenden, „spielen Sie, Mattei."

„Es sind sechs Jahre her," meinte dieser etwas verlegen.

„Es schadet nichts," sagte Barberini, „Du mußt Dich, wenn auch nicht aller, doch einiger Motive entsinnen."

„Seit einem Jahre habe ich keine Taste angeschlagen ..."

„Schadet nichts, wir wollen auch kein Concert hören; rasch an's Clavier! —"

„Aber sehen Sie denn nicht, Signore," sagte Paer besänftigend, „daß Tito krank ist — sehen Sie ihn doch an —"

Doch die Anwesenden hatten den Maler fast bis zum Piano gezerrt, hatten die Noten fortgenommen und sie Paer gegeben und standen alle erwartungsvoll um Mattei, der, den Kopf in die Hände gelegt, in der größten Verlegenheit zu sein schien. Paer war neben Angelica getreten — doch diese hatte sich mit einer brüsken Bewegung von ihm abgewandt.

Endlich legte Mattei die Finger auf die Tasten, schlug einige Accorde an, irrte einige Zeit lang auf dem Piano umher — suchte — suchte — spielte verschiedene Motive, die nichts mit der Cantate gemein hatten ... doch plötzlich, als wenn ihm das Gedächtniß zurückgekommen, warf er sich in seinen Stuhl

zurück, schloß fest die Augen und ... kein Athemzug war zu hören ... zwanzig Herzen schwollen vor mächtiger Aufregung ... die Cantate Paer's ertönte — erst unsicher, aber nach und nach sicherer — deutlicher — unverkennbarer.

Ein Bild des Schreckens, mit verzerrten Zügen, mit gesträubtem Haare und bebenden Lippen stand der junge Paer da ... das Notenblatt zitterte zwischen seinen Fingern — je mehr ... je länger er zuhörte — je tiefer umschleierte düstere Nacht seinen Geist ... Jetzt das Adagio, in dem sein ganzes Herz lag ... jetzt jene Fuge, die ihm so unendliche Mühe gekostet hatte, zu finden — jetzt endlich das Finale, das beste, was er je componirt ...

... Mattei hatte geendet ... Paer stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte zur Thür hinaus ... noch hielt er das Notenblatt in seiner Hand — er zerriß es ... machte noch einige Schritte — und stürzte zu Boden.

* * *

„Sechzehn Jahre sind seit jenem Abende verflossen," sagte der Director der königlichen Oper in Dresden, welcher das so eben Erzählte in einem ausgewählten Cirkel auf der Brühlschen Terrasse vortrug — „und wenn ich manchmal noch daran denke, glaube ich mich immer noch unter dem Drucke eines bösen Alp ..."

„Aber was geschah Ihnen denn weiter, lieber Paer?" fragte Graf Hohenthal, „haben Sie denn

keine Auflösung dieses Räthsels gefunden — Sie selbst müssen doch am besten wissen, ob Sie diese Cantate componirt haben oder nicht?"

„Ob ich sie componirt habe, Herr Graf? — Entweder ich bin einen ganzen Winter lang verrückt gewesen, und die langen Nächte und Tage, in denen ich vor meinem Clavier saß, waren nur Träume meiner kranken Phantasie, oder ... oder ... ich weiß nicht! Was aus mir geworden ist, fragen Sie? Ich bekam das Nervenfieber, — lag sechs Wochen zwischen Tod und Leben, und als ich endlich genas, mußte ich Mailand so schnell als möglich verlassen, denn man wies mit Fingern auf mich — beleidigte mich auf offener Straße. Sie wissen nicht, welch einen, — ich möchte sagen, Fanatismus die Musik bei den Italienern hervorzubringen fähig ist. Ich glaube, ein Kirchenschänder wäre nicht so verachtet gewesen, als ich. Ich lebte lange Jahre verborgen, und als ich mich endlich in Wien mit einer Oper wieder an's Licht — der Oeffentlichkeit wagte, hatte ich mehr Furcht, daß mein Mailänder Abenteuer bekannt wäre, als daß mein Werk nicht gefiele. Seitdem habe ich so viel Glück mit meinen Compositionen gehabt, daß ich mich nicht mehr scheue, selbst von jenem schrecklichen Abend zu sprechen."

„Ich wäre selbst nach Sicilien gereist," meinte der Graf, „und hätte im Kloster von Capodimonte die Musik meiner Cantate gesucht."

„Auch das wollte ich thun, aber unglücklicher

Weise war das Kloster von den Mönchen, die eine Revolution fürchteten, verlassen worden — und ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, meine Verehrtesten, mein Geist war dermaßen von diesem unerklärlichen Abenteuer ergriffen worden, daß ich anfing, an ein Wunder Gottes zu glauben — und dieser Glaube faßte nach und nach immer tiefere Wurzeln — als ... als ..." und Paer reichte die Hand einer schönen blonden Dame, die neben ihm saß — „als ich meine Gertrud fand, — ein solches Glück hätte die schöne Italienerin doch nie meinem deutschen Gemüthe geben können, als ich jetzt genieße!"

„Sollte es wohl möglich sein," meinte Graf Hohenthal, „ich habe so viel von dem, was die Italiener in der Musik leisten, gehört, daß Mattei Ihnen die Cantate nach dem Gehör nachgespielt hat?"

„Unmöglich, — es waren über zwanzig Seiten ... und weshalb sollte er mich öffentlich entehrt haben — er, mein bester Freund!"

„Vielleicht könnte ich Sie auf die Spur führen," sagte ein Franzose, der bis jetzt nur aufmerksam zugehört hatte — „ich habe lange in Mailand in Garnison gelegen — und habe die ganze Geschichte erzählen hören. Man wollte wissen, daß Tito Mattei seit seiner frühesten Jugend seine Cousine liebte und von dieser wiedergeliebt wurde, daß die Musiknarrheit des alten Consigliere jedoch stets ein Hinderniß ihrer Ver-

einigung gewesen wäre, da er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, seine Tochter nur einem Componisten zu geben, und Mattei die Unmöglichkeit fühlte, ein solcher zu sein. — Man erzählt, daß er auf eine unerklärliche Weise sich Ihr Manuscript zu verschaffen gewußt, es abgeschrieben, einstudirt und die Scene aufgeführt habe, die Sie beschrieben. Das Resultat war ihm günstig, der alte Herr sprang von einem Extrem zum andern — er hatte die Componisten vergöttert, jetzt verabscheute er sie, und die beiden Liebenden hatten ihre Rolle so gut gespielt, daß der Vater fast seinen Neffen darum bat, die Hand der Tochter anzunehmen. Sie verheiratheten sich noch im selben Jahre! ..."

„Die Liebe läßt vieles verzeihen," meinte Graf Hohenthal, „aber wenn das wahr ist, war Mattei doch ein Schurke!"

„Er starb im nächstfolgenden Jahre," fuhr der Franzose fort — „er malte eine Freske in einer Kirche, und das Gerüst brach unter ihm zusammen. — Der Schmerz seiner Frau soll grenzenlos gewesen sein — sie folgte ihm drei Monate später in's Grab. Ich habe selbst noch den alten Consigliere gekannt, welcher sein ganzes Vermögen den Hospitälern hinterließ. Er war fast kindisch geworden, summte aber immer noch Melodien vor sich hin."

Man schwieg — man betrachtete Paer, der, den

Kopf in die Hand gestützt, vor sich hinstarrte. Plötzlich richtete er sich auf — schlang den Arm um sein Weib und zog es an seine Brust.

„Wie mich Gott doch lieb hat!“ — sagte er mit bewegter Stimme. . . .

Unter den Garibaldianern.

Skizze.

Ich befand mich in Rom, als am 30. August 1862 der Telegraph die Nachricht brachte, daß der General Pallavicini den, welchen man den Helden von Marsala nannte, auf der Höhe von Aspromonte gefangen genommen und verwundet nach La Spezzia geführt habe. Offen muß ich gestehen, daß ganz Rom, obgleich schmerzlich bewegt, doch sich von einem drückenden Alp befreit fühlte. Denn was geschehen wäre, wenn der energische General mit seinen Bersaglieri nicht so schnell seine schwierige Aufgabe gelöst hätte, stand jedem klar vor Augen. Die Franzosen waren in Rom und hätten die Freischaaren, deren Führer so eben in der Kirche von Marsala am Altar den heiligen Schwur geleistet hatte, „Rom vom päpstlichen Joche zu befreien", ohne allen Zweifel mit der größten Leichtigkeit versprengt. Man beurtheilte nämlich in Rom die Siege Garibaldi's in Sicilien und Nea=

pel viel weniger enthusiastisch, als im übrigen Italien — man wußte ganz genau, wie viel sie gekostet hatten . . . nicht an Blut und Menschenleben, aber an Scudi und Lire. — Der abenteuerlich-romantische Plan Garibaldi's, angesichts der Franzosen seine Leute die Waffen wegwerfen und sich niederschießen zu lassen, um so einen blutigen Abgrund zwischen den beiden Schwesternationen zu ziehen, wurde von vielen ganz und gar geleugnet und von denen, die mit Bestimmtheit wußten, daß dieser Plan in Wirklichkeit von dem exaltirten Condottiere gefaßt sei, mit der größten Energie bekämpft. Das Nationalcomité, welches der päpstlichen Regierung eben so feindlich als den Mazzinisten gegenübersteht, hatte fast täglich Vertrauenspersonen nach Turin gesandt, um die Regierung zu beschwören, ein solches Nationalunglück von Rom, von Italien abzuwenden und den Zug Garibaldi's zu verhindern.

Wie gesagt — ich befand mich damals in Rom und erfuhr auf der Piazza Farnese von einem Mitgliede des Comités die Verwundung und Gefangennahme Garibaldi's. Er hatte es mir flüchtig in's Ohr geraunt und war gleich darauf durch die Via de' Baullari verschwunden. Nachdenkend schlenderte ich bis zur Via Condotti, wo sich im Cafe Greco die Künstler aller Länder zu versammeln pflegen, ohne Acht darauf gegeben zu haben, daß eine ziemlich reich gekleidete Bäuerin, welche das malerische Costüm der Contorni trug, schon zweimal bei mir vorübergegangen

und dann plötzlich stehen geblieben war, um mir in's Gesicht zu sehen. Als ich jedoch über die Piazza Colonna in den Corso einbog, bemerkte ich, wie sie — einige Schritte vor mir — in das dunkle Portal eines Palastes eintrat, sich umwandte und mir ein Zeichen gab, ihr zu folgen.

Man muß — besonders in Rom — sehr vorsichtig bei dergleichen Abenteuern sein, selbst wenn dieselben sich am hellen Tage und in einer ganz belebten Straße entspinnen; mein vierjähriger Aufenthalt in Italien hatte mich das gelehrt. Ich ging daher ruhig am Portal vorbei, indem ich jedoch einen durchdringenden Blick hineinzuwerfen versuchte. Die Bäuerin stand hinter einem Eckpfeiler und verfolgte mich mit den Augen. Als sie sah, daß ich wirklich vorbeiging, ohne ihrer Aufforderung zu folgen, streckte sie mir schnell ihre geschlossene Hand entgegen, als wenn sie mir drohen wollte, und als ich, dadurch bewogen, stille stand, öffnete sie dieselbe und zeigte mir ... eine dreifarbige Cocarde.

Ich hatte an ein Abenteuer anderer Art gedacht! Doch, wenn ich solches zu vermeiden wünschte, so kam jetzt erst recht mir die Lust an, eine so große Entfernung wie möglich zwischen mich und die Contadina zu setzen. In ein paar Secunden war ich auf dem Corso, und fünf Minuten später saß ich im Cafe Greco inmitten meiner Freunde.

Ich finde es unverzeihlich, wenn man sich in einem fremden Lande mit der Politik des Landes

thätig beschäftigt, um nachher, wenn Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, seine Eigenschaft als Ausländer zu benutzen und sich bei den Gesandtschaften darüber zu beklagen. Dies Verfahren hat mir immer erbärmlich geschienen, und ich freue mich, bezeugen zu können, daß ich stets gefunden habe, daß der Deutsche im Auslande zu ehrlich ist, um solches zu thun — der Franzose ist chevaleresk, und wenn er sich bewußt ist, die Gesetze eines Landes durch politische Agitationen übertreten zu haben, dann nimmt er geduldig die Consequenzen auf sich, ohne seinen Gesandten mit Bitten um Protection zu bestürmen; — die Engländer dagegen! — wer in den letzten Decennien in Italien gelebt, der wird wissen, wie die Engländer dort die Revolution unter allen Formen geschürt haben, und wie sie stets ihre liebenswürdigen Persönlichkeiten unter der Fahne ihrer Gesandtschaften in Sicherheit zu bringen wußten.

Dies war die Meinung der ganzen Colonie im Cafe Greco; — unsere Sympathien waren, ich glaube ohne Ausnahme, gegen die päpstliche Regierung gerichtet und gehörten Garibaldi — dennoch entsinne ich mich nicht, daß irgend einer von uns je etwas gethan hätte, was die Regierung hätte bewegen können, gegen uns einzuschreiten. Wir waren Fremde und hielten uns nicht für berechtigt, die Gastfreundschaft der Regierung mit politischen Intriguen zu vergelten — wir hatten sogar einen Engländer, Mr. James W., deshalb von unserm intimen Umgang

ausgeschlossen. Das verhinderte natürlich nicht, daß wir den lebhaftesten Antheil an allem nahmen, was sich zutrug, auch hier und da Bekanntschaften hatten, von denen wir ganz genau wußten, daß sie eines schönen Morgens verschwunden sein würden, entweder über der Grenze oder in den Kasematten des Forts St. Angelo — in einem Wort, wir behielten um den wohlfeilen Preis einer thätigen Fernhaltung von den Verschwörungen unsere persönlichen Meinungen und zu gleicher Zeit den Aufenthalt in Rom, den die so vielfach geschmähte Regierung uns nicht im Geringsten durch Polizeichicane verbitterte. Ich halte es für eine Pflicht, offen auszusprechen, daß ich und Hunderte meiner Freunde und Bekannten wohl nie von einer Regierung weniger belästigt gelebt haben, als in Rom. Freilich ging unsere feste Ansicht dahin, daß man in einem fremden Lande stets die Gesetze desselben respectiren müsse, so sehr man auch dem Princip dieser Gesetze abhold wäre. Dura lex ... sed lex!*)

Eben deshalb war ich auch so geeilt, um mich aus dem Bereich jener Bäuerin zu entfernen; denn die dreifarbige Cocarde, die sie mir gezeigt, war das deutliche Zeichen, daß sie, aus irgend einem mir unbekannten Grunde, einen revolutionären Zweck mit ihrer Einladung verbände!

Die Aufregung war nicht gering im Cafe Greco; denn wenn man auch nicht mit Bestimmtheit das

---

*) Ein hartes Gesetz ...! aber ein Gesetz.

wußte, was ich auf der Piazza Farnese erfahren, so cursirten doch in der Stadt seit dem Morgen verworrene Gerüchte, die das Geschehene als wahrscheinlich voraussetzen ließen. In wenigen, mit leiser Stimme gesprochenen Worten hatte ich meine beiden intimsten Freunde, einen jungen Stuttgarter Maler und einen Belgier, der eigentlich auch Maler war oder sein wollte, aber nebenbei den sehr schwierigen Beruf zu erfüllen hatte, fünfzehntausend Franken jährlicher Renten zu verzehren, davon in Kenntniß gesetzt, — diese hatten es Anderen gesagt — jene wiederum Anderen ... und fünf Minuten nach meinem Eintritte herrschte eine dumpfe Stille an allen Tischen, die am besten bezeugte, welchen erschütternden Eindruck das von mir Erzählte auf alle Gemüther hervorgebracht hatte.

„Wissen Sie," sagte der Belgier, Herr Jules d'Oultremont — „was das Beste ist, was wir jetzt thun können? — Wir gehen ruhig nach Hause, chacun chez soi, oder noch besser, Alle zu Einem und verbringen diesen Tag, der sicherlich für Roms Geschick ein entscheidender sein wird, in vollständiger Zurückgezogenheit von dem öffentlichen Leben. Wer weiß, bis wohin die siegestrunkene Regierung sich hinreißen lassen und welchen Widerstand sie finden wird! Das geht uns alles nichts an; mir ist es viel lieber, morgen zu erfahren, was heute geschehen, als Orsinibomben platzen zu sehen oder erdolchte Sbirren auf dem Heimwege zu finden. Kurz, meine

Herren, ich habe ausgezeichneten Montefiascone zu Hause — gute Cigarren, eine Trattoria ist zehn Schritte von meiner Wohnung, und . . . qui m'aime me suive!"

Nur Carl S., der obenerwähnte Stuttgarter Maler, und ich leisteten der freundlichen Einladung Folge — einige Andere versprachen, später zu kommen, die meisten unserer Freunde schlugen es rund ab, sie wollten — sagten sie — die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Revolution in Rom mit anzusehen. — Da d'Oultremont in der Via de Porta Pinciana das Parterre einer Villa bewohnte, hatten wir nicht sehr weit zu gehen und mäßigten unsere Schritte, als wir die Piazza di Spagna überschritten, um einem ungewöhnlichen Volkstumult hier zuzusehen. Gewöhnlich wird dieser aristokratische Platz bei den politischen Wirren von der Menge sehr wenig besucht, aber im Augenblicke, wo wir ihn überschritten, hatten sich wenigstens zweihundert Personen am Eingange eines Hauses, vor dem eine geschlossene Kutsche hielt, versammelt und schauten lautlos in das Portal.

„Was giebt's da?" fragte ich einen Vorübergehenden, den ich mehrere Male gesehen hatte.

„Eine Arrestation," antwortete er kurz und verfolgte seinen Weg.

„Kommen Sie schnell weg von hier!" sagte d'Oultremont — „ich weiß nicht, wie mir heute zu Muthe ist — ich gäbe zwanzig Franken, wenn ich erst zu Hause wäre."

„Machen Sie es aber auch nicht zu toll,“ meinte Carl — „bleiben wir noch einen Augenblick hier und sehen wir uns den Unglücklichen an, der nach St. Angelo geführt wird.“

Kaum hatte er die letzte Silbe gesprochen, als eine große Bewegung unter der Menge entstand; ein päpstlicher Gendarmerieofficier, von einigen Sbirren gefolgt, kam aus dem Portal des Hauses, stieg in den Wagen und gab ihm ein Zeichen, abzufahren. Die Sbirren befahlen der Volksmenge, sich zu zerstreuen ... und wurden ausgepfiffen — machten nun zuerst von ihren Stöcken, dann von ihren Seitengewehren Gebrauch, wofür sie vom Volke mit einem Steinhagel bezahlt wurden, welcher so dicht war, daß die Steine offenbar mitgebracht sein mußten.

Während die Sbirren die Menge vor sich herdrängten, hatten wir, ganz unserer Neugier folgend, nicht bemerkt, daß wir allmählig uns mitten im Gedränge befanden; d'Oultremont machte uns wie gewöhnlich zuerst darauf aufmerksam und bestand auf einem schleunigen Rückzug; das war aber jetzt leichter gesagt als gethan — wir waren von allen Seiten eingeschlossen und ebensowohl den Steinen des Pöbels, als den Säbelhieben der Sbirren ausgesetzt.

„Das geht nicht so,“ sagte ich zu meinen Begleitern; „wir müssen durch, das heißt zurück — fassen wir uns alle drei an — Sie, Carl, der Stärkste von uns, machen die Oeffnung — und wir hinterdrein! Vorwärts, meine Herren!“

Gesagt, gethan! Unser lieber schwäbischer Freund mit seinen markigen Armen fing die Durchbohrung des menschlichen Gebirges an — d'Oultremont hatte ihn bei der Taille genommen und stieß nach, und ich deckte den Rückzug, indem ich d'Oultremont vorschob. Das ging einige Minuten lang ganz gut, und wir glaubten, daß es uns bald gelungen sein würde, die andere Seite des Platzes zu erreichen, als ich plötzlich einen so mächtigen Stoß von der Seite bekam, daß ich d'Oultremont loslassen mußte und mitten in's Gedränge zurückgeschleudert wurde.

Nachdem die erste Ueberraschung vorbei war, sah ich mich um und gewahrte, daß es ein Sbirre gewesen, welcher mir diesen Stoß versetzt hatte, und daß er es gethan, um in gerader Linie die Volksmenge zu durchbrechen. Hinter ihm stand ein Mann mit großem, schwarzem Barte, welcher leise mit ihm sprach und mit dem Finger auf einen gewissen Punkt der Menge deutete. Ich folgte der Richtung dieses Fingers . . . und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich die Bäuerin, welche am Morgen mich zu sich heranlocken wollte und sich jetzt mit stämmigen Ellbogen einen Weg zu bahnen versuchte — und neben mir hörte ich den bärtigen Kerl, welcher zu dem Sbirren sagte: „Sicuro — è ella che l'ha fatto scappare“ (Sicherlich — die ist es, welche ihm zur Flucht verholfen hat). — Ich drehte mich erstaunt um . . . die Stimme kannte ich — kannte auch den fremden Accent, mit dem die Worte gesprochen wor-

den ... und doch — den Menschen hatte ich noch nie gesehen.

Dies alles hatte kaum einige Secunden gewährt — ich richtete mich auf — griff in die Tasche, holte einen Scudo hervor, und indem ich die Hand des Sbirren ergriff und ihm das Geld hineindrückte, sagte ich: „Ich bin ein Fremder, Signore — führen Sie mich aus dem Gedränge heraus!“ Ich kannte diese Kerle ganz gut und wußte, welche Beredsamkeit für sie ein Scudo hat, — jener sah mich einen Augenblick fest an, und als ihm kein Zweifel mehr zu bleiben schien, daß ich wirklich ein Fremder sei — steckte er ruhig das Geld zu sich — und sagte: „Folgen Sie mir!“

„Vorwärts — vorwärts!“ hörte ich während dessen den Andern ihm zuflüstern — „sie kommt durch — wir verlieren sie ... vorwärts!“

Und wirklich begann der Sbirre jetzt, den Säbel in der Faust und flache Hiebe austheilend, ein so wirksames Manöver, daß wir in wenigen Secunden zehn bis zwölf Schritte vorwärts, der Bäuerin näher kamen, die wie eine Verzweifelte rang und dennoch wie festgenagelt auf derselben Stelle blieb. ... Plötzlich wandte sie den Kopf um — erkannte den Sbirren — richtete einen flehenden Blick auf mich, den sie ganz in der Nähe ihres Verfolgers erblickte und wahrscheinlich auch wiedererkannte ... und von Neuem versuchte sie, vorwärts zu kommen!

Ich weiß nicht, wie mir geschah — dieser Blick,

in welchem sich eine so unendliche Angst aussprach, machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich; ich begriff, daß die Frau verloren wäre, wenn mein Begleiter sie erreichte — ich hörte die bekannte Stimme des Unbekannten nahe meinem Ohr den Sbirren anfeuern — ich begriff, daß eine Minute Zeit hier ein Menschenleben retten könnte — und ohne mich weiter zu besinnen, ergriff ich die Hand des Sbirren und sagte: „Ein Napoleond'or, Signor, gehört Ihnen, wenn Sie mich so schnell wie möglich ungefährdet nach der Via de Porta Piciana führen, wo meine Freunde meiner harren!"

Er stand unschlüssig stille; — die Corruption unter diesen Leuten ist so gewaltig, daß man sie mit Geld in der Hand wie am Gängelbande zu führen vermag. — „Porta Piciana ist ja dort drüben — da müssen wir ja zurück!" sagte er.

„So?" — meinte ich, eine unschuldige Miene annehmend — „in diesem verwünschten Gedränge weiß ich gar nicht mehr, wo ich bin! — Doch kommen Sie mit mir — ich bitte Sie! . . ."

Noch immer stand er unschlüssig da, einen scheuen Blick auf seinen Begleiter werfend . . . doch auch ich konnte meinen Blick nicht von dem Gesichte dieses Mannes entfernen, der mir so bekannt schien und der unter dem wulstigen Haar und dem aufgestülpten Calabreser den größten Theil desselben zu verbergen versuchte. Meine Aufmerksamkeit schien ihm ungelegen zu sein; denn er wandte den Kopf ab — stampfte

mit dem Fuße und gab dem Sbirren einige Rippenstöße, um ihn vorwärts zu bringen.

Doch noch hatte dieser keinen Entschluß gefaßt, als ein den ganzen Platz erschütternder Knall die Volksmenge mit Staub und Dampf bedeckte — als ein verworrenes Geschrei, Geheul, Gewinsel von den verschiedensten Seiten ausbrach und die Menge mit dem Angstschrei: „Bombe — bombe!“ nach allen Richtungen auseinanderstob. — Eine Orsinibombe war von frevelhafter Hand auf den Platz geworfen worden und hatte, wie ich am folgenden Tage erfuhr, fünf Personen getödtet und mehr als zwanzig verwundet.

Der Sbirre ergriff meine Hand und zog mich mit sich fort — ich weiß nicht mehr, durch welche Gassen, Gäßchen und Durchgänge; — aber in weniger als zehn Minuten war ich mit ihm in der Via de Porta Piciana und somit in Sicherheit; — der bärtige Unbekannte war verschwunden. Ich zog mein Portemonnaie und reichte ihm das versprochene Goldstück.

„Können Sie mir nicht sagen,“ fragte ich leise, „wer jener Herr mit dem großen Barte war, der vorhin hinter Ihnen stand?“

Er legte den Finger auf den Mund — sah sich scheu um . . .

„Un impiegato della polizia segreta“ (Ein Beamter der geheimen Polizei) sagte er leise — „ma non è Italiano“ (aber kein Italiener).

Ich trennte mich von dem Ehrenmann — und

ging zu d'Oultremont, wo dieser und Carl S. schon vor einiger Zeit angekommen waren und, nicht wenig beängstigt um mein Verschwinden, vom Fenster aus die ganze Straße durchspäht hatten. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer und war wirklich erfreut — ja sogar ganz eigenthümlich bewegt, als ich von ihnen hörte, daß eine Bäuerin, der gleich, welche ich ihnen beschrieb, vor wenigen Minuten eilenden Laufes die Straße herunter gestürzt und hinter einer Villa verschwunden sei. Auch einen bärtigen Menschen wollten sie bemerkt haben, der jedoch plötzlich umgekehrt sei, als er sie am Fenster bemerkt habe.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß die Arrestation auf der Piazza de Spagna demselben Mitgliede des Nationalcomités gegolten hatte, welcher mir auf der Piazza Farnese die Gefangennahme Garibaldi's gemeldet hatte. Er war durch eine Bäuerin von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt worden und hatte gerade noch Zeit genug gehabt, zu entkommen. —

* * *

Vierzehn Tage mochten wohl seit dem so eben Erzählten verflossen sein, als eines Abends — ich weiß nicht, ob d'Oultremont oder mir zuerst — die Idee kam, auf einige Tage eine Fußtour in der Umgegend zu machen. Carl S., einer jener liebenswürdigen Menschen, die nie ein Unternehmen durch Widerspruch oder Einsprüche vereiteln, hatte augenblicklich zugesagt, und an einem schönen Donnerstag

Morgen verließen wir Rom — den Tornister reichlich mit Skizzenheften ꝛc. ꝛc. gespickt. Der französische Commandant, den d'Oultremont sehr gut kannte, hatte uns ein Laisser-passer gegeben, der Delegato di Polizia hatte unsere Pässe visirt, und von Monsignor de Merode, dem damaligen Kriegsminister, hatten wir einen offenen Brief als Empfehlung an alle Gensdarmeriechefs mitbekommen, — ja, um noch mehr Sicherheit auf unserer Reise zu genießen, hatte General Bosco, der in Rom seinem entthronten Herrn, Franz II., eine ritterliche und uneigennützige Treue bewahrt, uns ein Schreiben mitgegeben, welches bezeugte, daß „er uns kenne". — Man konnte damals ja nicht wissen, wem man auf der Landstraße begegnete, und es war wirklich nicht zu viel Vorsicht, sich mit all den Empfehlungen, Pässen ꝛc. versehen zu haben.

Unsere erste Tour sollte Monte Rotondo, einem 15 Miglien von Rom gelegenen Städtchen, gelten, wo d'Oultremont das von Urban VIII. erbaute Schloß uns durchaus als eine Merkwürdigkeit zeigen wollte, und von wo aus wir den Weg über Mentana, welches auf den Ruinen des alten Romentum erbaut ist, nach Rom zurück einzuschlagen gedachten. Wir erreichten gegen zehn Uhr etwas hinter Villa Albani eine Landherberge, die, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, den Namen „Osteria delle Pupazze" trägt, und beschlossen, daselbst zu frühstücken. Der Wein, den man in solchen Landherber-

gen trinkt, ist gewöhnlich ausgezeichnet, zehn Mal besser als in der heiligen Stadt selbst, und man muß es zwei Deutschen und einem Belgier nicht verdenken, wenn sie in der Schenke mit dem wenig wohlklingenden Namen etwas länger verweilten, als sie es sich am Anfang vorgenommen hatten. Doch gegen Mittag dachten wir ernstlich daran, aufzubrechen — hatten so eben unsere Zeche bezahlt und frische Cigarren angezündet, als plötzlich Pferdegetrappel auf der Chaussee erschallte und wir mehrere Gensdarmen erblickten, die vor der Thür der Osteria absaßen. Fast im selben Augenblicke stürzte ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren mit äußerst braunem Gesichte in's Zimmer — ergriff meinen Tornister, warf ihn sich über die Schulter, und mit bebender Stimme sagte er zu mir:

„Ich heiße Marco Longo — und Sie haben mich als Diener mit aus Rom genommen. Bei der Madonna! ich bin ein ehrlicher Junge, Signore, aber wenn Sie das nicht sagen, bin ich verloren ... per sempre.“

Ehe ich noch Zeit hatte, eine Antwort zu geben, ward schon die Thüre aufgerissen, und die Gensdarmen traten in's Zimmer. Es schien, als wenn sie uns suchten.

„Dürfte ich um Ihre Legitimationen bitten,“ sagte der Wachtmeister ziemlich höflich.

Wir hatten der Bequemlichkeit halber all unsere Papiere in ein kleines Taschenbuch binden lassen und

überreichten dasselbe dem Gensdarmen. In dem Buche Carl S.'s befand sich die Empfehlung von Monsignor de Merode. Während die Gensdarmen mit großer Aufmerksamkeit diese Papiere prüften, warf ich einen Blick auf den Burschen, der sich uns auf eine so auffallende Weise zugesellt hatte. Er stand auf seinen Stock gestützt, meinen Tornister auf den Schultern, und betrachtete die Gensdarmen mit der impertinentesten Miene von der Welt. Er war trotz seiner Schwärze ein ganz hübscher Bengel, mit weichen, runden Zügen — aber der Taugenichts leuchtete ihm aus den Augen. — Als der Gensdarm das Büchlein Carl's in Augenschein genommen und darin den Brief des Waffenministers, wie der kriegerische Prälat sich nannte, gelesen hatte, änderten seine Manieren sich vollständig, er nahm sogar den Hut ab und stellte sich uns und seine Leute vollständig zur Verfügung. Wir dankten; aber dennoch fragte Carl, ob Gefahr vorhanden sei, den Weg fortzusetzen.

„Gefahr eben nicht, Excellenz," war die Antwort; — „aber es treiben sich noch immer von diesen maledetti Garibaldiani in den Bergen herum, welche die Landstraße unsicher machen. Sie wollten auf das erste Zeichen in Rom einbrechen, aber das Zeichen wird wohl ausbleiben, — auf jeden Fall werden sie Leute finden, welche sie anders empfangen werden, als jene carogni di Napoli, die ihren Herrn verriethen!" — Dann plötzlich sich umwendend und den

Jungen bemerkend, fragte er: „Wer ist der bambino (Knabe)?“

„Sono il servitore della Eccellenza!“ erwiderte jener, indem er dem Gensdarmen keck in's Gesicht sah.

„Ist dem so?“ fragte er mich.

„Sie sehen, er hat meinen Tornister auf dem Rücken!“ antwortete ich, indem ich meinen Blick auf Marco Longo heftete und zu bemerken glaubte, daß er etwas blaß geworden sei.

„Va bene!“ rief der Diener des Gesetzes, „gute Reise, Excellenz, und viel Vergnügen!“

Fünf Minuten später verließen wir die Osteria und schlugen den Weg nach Casale Marcigliana ein, wo wir übernachten wollten.

„Und nun, bambino mio!“ sagte ich zu meinem improvisirten Gepäckträger, „wirst Du wohl die Güte haben, uns zu erzählen, auf welche Weise Du mit einem Male uns die Ehre Deiner Reisegesellschaft erwiesen hast. Du hast gesehen, daß ich Dir auf Dein Wort geglaubt und Dich nicht verrathen habe — ich hoffe, Du wirst dieses Vertrauen durch Wahrheit belohnen.“

Er stand still und sah mich fest an.

„O nein, Signore,“ sagte er, „Sie werden mir erlauben, immer noch zu schweigen — ich gebe Ihnen noch einmal mein Wort, daß Sie alles erfahren werden — aber erst in Monte Rotondo. Ich bitte Sie, verstoßen Sie mich nicht — ich will ja alles thun, um die Excellenzen zu befriedigen — ich will die bei-

den anderen Tornister auch noch tragen — aber bitte, lassen Sie mich bis Monte Rotondo schweigen!"

„Der arme Kauz hat Thränen in den Augen!" sagte Carl S. in deutscher Sprache, „lassen Sie ihn in Ruhe!" und ohne meine Antwort abzuwarten, gab er ihm einen kleinen Schlag auf die Schulter und rief: „Avvanti, bambino! — Wir verden Dich in Ruhe lassen — vorwärts, es ist spät!"

Ich war damit zufrieden, und vorwärts ging es! Wir marschirten den ganzen Nachmittag und kamen weiter, als wir gedacht hatten, bis zu einer andern Landherberge, der Osteria Fonte di Papa, wo wir übernachten wollten. Eine für uns recht unangenehme Begegnung fand hier statt. Ich habe weiter oben erzählt, wie ein seit einigen Jahren in Rom lebender Engländer aus unserer Gesellschaft ausgeschlossen worden war, weil wir uns nicht durch ihn compromittiren lassen wollten. Er war ein toller Garibaldianer, — erzählte, daß er mit den Freischaaren in Sicilien gewesen sei, und venn in Rom ein Putsch oder Krawall ausbrach, konnte man versichert sein, von ihm die genauesten Details darüber zu erfahren; denn er war immer dabei, wenn eine Demonstration gegen die päpstliche Regierung in Scene gesetzt wurde. Ein paar Mal war er arretirt worden, hatte sich aber stets durch seine Qualität als Engländer frei gemacht; er erzählte jedoch, daß man ihm auf der Quästur gedroht habe, ihn über die Grenze zu spediren, wenn er noch einmal abgefaßt würde.

Diesen Menschen trafen wir in der Osteria Fonte di Papa, und ich kann versichern, daß, wenn es nicht so spät und wir nicht so müde gewesen wären, wir lieber noch zwei Stunden marschirt, als daß wir mit ihm diesen Abend verbracht hätten.

„Holla, meine Herren!" rief er, als er uns sah — „das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen! Wollen Sie auch eine Fußtour machen? Der Wein hier ist prächtig! — Gläser her, Wirth des Teufels — ich will mit diesen Herren auf die Gesundheit eines unserer Freunde anstoßen, der von feigen Verräthern einen Schuß in den Fuß bekommen hat!"

Wir sahen uns an — das war seine alte Manier, die Leute zu compromittiren, die uns hier jedoch nicht im Geringsten zusagte. Ich ging auf ihn zu und sagte zu ihm auf englisch, daß wir recht gerne mit ihm den Abend zubringen wollten, aber daß wir uns alle politischen Gespräche verbäten. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen — und endlich sagte er laut:

„Ich kann das nicht begreifen — doch wie es Ihnen beliebt — darum wollen wir uns den Abend nicht verderben; — aber Goddam! Monsieur d'Oultremont, wo haben Sie denn den Neger aufgefischt, der dort in der Ecke mit Ihrem Tornister steht?"

„Es ist mein Diener!" erwiderte ich, „komm, Marco, gieb mir mein Gepäck!"

Der Kleine näherte sich ziemlich schüchtern —

Mr. W. griff ihn an's Ohrläppchen und drehte ihm das Gesicht herum!

„Ein hübscher Bengel!" sagte er, „muß ihn schon irgendwo gesehen haben . . . meine Herren, waren Sie vielleicht vor vierzehn Tagen auf der Piazza di Spagna, als die Bombe explodirte? Es war eine köstliche Geschichte — ich habe sie von A bis Z gesehen und . . ."

„Das ist wider unsere Verabredung!" unterbrach ihn Carl S., „von etwas anderem, Sir — von etwas anderem!"

Er stand auf und näherte sich der Thür.

„Nun, dann will ich das Abendbrot bestellen!" sagte er, „das werden Sie mir doch wohl erlauben, Sie Reactionäre, Sie — ich verspreche Ihnen, Sie sollen nicht die geringste revolutionäre Speise zu essen bekommen!"

Er verließ das Zimmer — und wir theilten uns die unangenehmen Eindrücke mit, welche diese Begegnung auf uns machte. Marco Longo hatte unsere Kleider aufgehängt, unsere Tornister zusammengelegt und machte sich fortwährend in der Nähe des Fensters zu thun. — Plötzlich, ... es mochten zehn Minuten vergangen sein, nachdem Mr. W. uns verlassen, als wir die Hausthüre stark zuschlagen hörten und die Thüre der Wirthsstube mit Gewalt aufgerissen wurde — drei Gensdarmen standen da!

In demselben Augenblicke flog auch das Fenster auf, und ich sah, wie Marco Longo mit der größten

Geschicklichkeit hinausvoltigirte — ich hörte einen Schrei ... noch einen stärkeren ... dann die Stimme des Engländers, der ängstlich rief: „Haltet ihn — haltet ihn!“ — Die Gensdarmen stürzten dem offenen Fenster zu — sprangen hinaus, und wir hörten, wie zwei von ihnen die Chaussee hinunterliefen, während der dritte in den Hof stürzte und die Pferde losband.

Wie versteinert standen wir da — aber noch größer ward unser Schrecken, als die Thüre sich aufthat und Mr. W. mit blutigem Gesichte eintrat. In wenigen, von Schmerz unterbrochenen Worten erzählte er uns, daß er gerade unter dem Fenster ging, als Marco Longo hinaussetzte; — sein erster Gedanke wäre der gewesen, der Bursche hätte uns bestohlen und suche das Weite — er hätte versucht, ihn festzuhalten, jedoch der Elende habe ihm einen Dolchstich in's Gesicht versetzt. — Wir wuschen ihm die Wunde und glaubten zu erkennen, daß der Stich, der die ganze Backe aufgeschlitzt hatte, nicht gefährlich war.

Was sollten wir thun? Auf jeden Fall die Rückkehr der Gensdarmen abwarten, damit uns kein Argwohn treffen könne, und dennoch hätte ich es vorgezogen, so schnell wie möglich ... zu verschwinden; denn mein Gewissen sprach mich nicht so ganz frei; das leichtsinnige Eingehen auf die Bitte Marco Longo's, der so geschickt den Dolch zu führen verstand, konnte falsch gedeutet werden. Nach einer Stunde kamen die Gensdarmen zurück — keine Spur von

Marco Longo war zu sehen gewesen — die Landstraße war ganz leer, nur eine Bäuerin aus Casale, die des Weges kam, hatte etwas durch die Felder huschen sehen, hatte aber nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob es ein Mensch oder ein Thier gewesen. Wir wurden vernommen, erzählten alles haarklein — aber trotzdem wir unsere Pässe vorzeigten, wurden wir dennoch beordert, augenblicklich, und zwar in der sehr unangenehmen Begleitung der Gensdarmen nach Rom zurückzukehren. Glücklicherweise fanden wir in der Osteria einen Wagen, der für die Kleinigkeit von zehn Scudi uns nach Rom zurücktransportirte. Wir wurden von einem höheren Beamten noch in der Morgenstunde verhört und im Monte Citorio selbst in einer ziemlich anständigen Stube „bis auf Weiteres“ festgesetzt. Dieses „Weitere“ kam gegen Mittag zu unserer Kenntniß — es war unsere augenblickliche Freilassung. Ich erwähne dies gerne zu Ehren der römischen Regierung und weiß nicht, ob man in einem andern, von Revolutionen so heimgesuchten Lande so schnell unsere Unschuld erkannt haben würde. Monsignor Sagretti, der Polizeichef, empfing uns selbst bei unserm Abschiede aus dem Polizeigefängnisse und meinte lächelnd, wir sollten uns künftig vor „Begegnungen“ auf der Landstraße und in den Osterien in Acht nehmen. Er betonte das Wort „Begegnungen“ auf eine so eigenthümliche Art, daß wir ihn unwillkürlich ansahen, doch das feine Gesicht des Prälaten zeigte

keinen Zug, der uns hätte eine Erklärung geben können.

Am andern Morgen — ich lag noch im Bette stürzte Carl S. plötzlich in mein Zimmer.

„Haben Sie die Briefe Monsignor de Merode's und des General Bosco aus meinem Paßbuche gerissen?“ rief er.

„Ich? . . . Wie kommen Sie darauf?“

„Sehen Sie — da sind sie beide herausgerissen — ich hatte sie hier einkleben lassen.“

„Wahrscheinlich hat man uns nicht mehr für werth gehalten, solche kostbare Empfehlungen zu besitzen und hat sie auf der Polizei herausgenommen.“

„Das dachte ich auch, aber d'Oultremont, von dem ich so eben komme, versichert, er habe schon in der Osteria Fonte di Papa bemerkt, daß die beiden Blätter nicht mehr vorhanden waren, als die Gensdarmen unsere Pässe durchblätterten.“

„Hm!“ sagte ich nach einer Weile Nachdenkens — „Marco Longo hat sich lange mit unseren Kleidern zu thun gemacht!“

„Glauben Sie wirklich . . .?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich glauben soll, mir gehen allerlei Gedanken durch den Kopf, der eine verrückter als der andere — was macht Mr. W.?“

„Ich weiß nicht — sollen wir zu ihm schicken?“

„Lassen wir es lieber — Monsignor Sagretti

hat ja gesagt, wir sollen uns vor „Begegnungen“ hüten!“ —

... Am 19. October desselben Jahres verließ ich Rom und Italien — und hatte keine Aufklärungen über die „Begegnung“ auf unserer Reise nach Monte Rotondo gefunden — und auch nicht gesucht. Carl S. und d'Oultremont, welche noch mehrere Jahre dort zu verbleiben gedachten, gaben mir das Geleite bis Civita Vecchia, versprachen mir zu schreiben und hielten natürlich — nicht Wort. Die Bekanntschaften des Touristenlebens enden ja meist auf diese Weise! — Ich hatte diese Geschichte lange vergessen, als in der neuesten Zeit der Name Monte Rotondo wieder in allen Zeitungen auftauchte und mir diese Episode meines Aufenthaltes in Italien von Neuem in's Gedächtniß zurückrief.

* * *

In der vorigen Woche schickte mir die Redaction des „Daheim“ einen dicken Brief, welcher bei derselben für mich durch die Post angekommen war. Ich öffnete ihn und fand zuerst eine Zeichnung, die ich minutenlang in der Hand hielt, ohne zu wissen, ob ich wache oder träume. Es waren darauf zwei Gesichter, die mich wie Traumbilder aus der Vergangenheit anschauten ... Carl S. und d'Oultremont! Und welche Umgebung erst! Diese Gesichter, deren Typen ich in jener mir unvergeßlichen Lebensepoche täglich gesehen hatte — diese Italiener mit den markirten

Zügen, dem schönen Gesichtsoval, — den sprühenden Augen. Unter der Zeichnung stand: „Fortsetzung einer vor fünf Jahren unterbrochenen Fußtour, aufgenommen am Ende der Via Salara und am Anfange der Via Nomentana, zwischen Monte Rotondo und Mentana, — oder: Entwickelung einer wahrhaftigen Novelle, von zwei Malern einem Schriftsteller geliefert, — oder: wer war Marco Longo? — oder: was verstand Monsignore Sagretti unter „Begegnungen", — oder: 2c. 2c. 2c. ad libitum!"

Ich nahm den Brief zur Hand — er war von Tivoli datirt, und — der Leser kennt vielleicht die Lust, mit welcher man von alten Freunden wieder etwas erfährt — ich verschlang ihn fast. Ich will hier wörtlich den Theil desselben niederschreiben, welcher die Leser am meisten interessiren und ihnen die Aufklärung über das oben Erzählte geben wird:

... „Wo wird Sie dieser Brief treffen, liebster Freund, und wenn er Sie trifft, wird er wohl fähig sein, zwei Freunde in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, welche Ihnen so sehr zugethan sind, und die Sie gänzlich vergessen zu haben scheinen? Wenn dem so ist, so habe ich mir vorgenommen, gewaltig zu rütteln, damit Ihr Gedächtniß wiedererweckt werde. — Sehen Sie sich beiliegende Zeichnung an — lesen Sie, mit welchem durch und durch literarischen Talente wir die Unterschrift componirt haben und ... ich sehe Sie zusammenfahren. Wollen wir wetten, Carissimo, daß Sie an dem Tage, an welchem Sie diesen Brief em=

pfangen, nicht fähig sein werden, irgend etwas zu thun — so sehr wird die Erinnerung an die Tage, die wir so freundschaftlich zusammen verlebt, in Ihrem Geiste spuken — und wer weiß? . . . vielleicht auch in Ihrem Herzen!

„Wir haben hier wieder recht schwere Tage erlebt, die, weil sie gerade in das letzte Jahr meines hiesigen Aufenthaltes fallen, doch einen interessanten Abschluß meines Römerlebens bilden. Fragen Sie mich nicht um meine Meinung, wie es hier aussieht, Sie wissen, wir hatten Alle stets die Gewohnheit, die Sachen einzig und allein mit der Laterne der Wahrheit zu beleuchten und alle Parteiansichten bei Seite zu lassen; deshalb werde ich Sie wohl in Erstaunen versetzen, wenn ich Ihnen auf Ehre und Gewissen versichere, daß Rom . . . von Römern nie aufgewiegelt werden wird. Es ist ein anderer Wind seit einigen Jahren hier entstanden, der so gar viele Illusionen fortgeweht hat, daß die Römer sich ordentlich behaglich fühlen, im ruhigen, wenn auch nicht so ganz guten Hafen zu sein. — Er ist gekommen mit seinen Freischaaren — bis vor die Thore von Rom sind sie gekommen, der Nimbus des Unbekannten, des poetisch Großartigen ist geschwunden . . . und ich glaube, die päpstliche Regierung kann sich Glück dazu wünschen, daß die Bevölkerung die Rothhemden zu sehen bekommen hat! — Jetzt können sie wiederkommen — sie werden wohl nur Barrikaden finden, von denen ver-

zweifelte Gatten und Väter, ruinirte Männer — rachsüchtige Brüder sie mit Schüssen empfangen werden.

„Vielleicht, wenn dieser Brief zu Ihnen kommt, wird die schauerliche Wahrheit schon über die Alpen gedrungen sein — doch man wird's ja wieder nicht glauben, wird's tendenziös gefärbt, reactionär und Gott weiß wie nennen; aber man komme hierher, man prüfe — die unglücklichen Bewohner glauben es, denn sie haben es gesehen, an sich selbst gefühlt und werden es ihm lebelang nicht vergessen. Man frage Garibaldi selbst, der verzweifelt die Hände rang, als er an einem Morgen sieben Todesurtheile gegen seine Freischaaren unterschrieb, ob er je geglaubt hätte, daß er mit solchen Leuten ein Land würde befreien können. — Doch lassen wir das; wie gesagt, Sie werden wohl alles erfahren, und selbst die treuesten Anhänger des Freischaarenthums werden staunen und zurückschrecken ob solcher Gräuel im neunzehnten Jahrhundert!

. . . „Wir konnten unsere Neugierde nicht zügeln, wir mußten hinaus — unsere Skizzenbücher mußten die Züge derer aufnehmen, die, von Garibaldi geführt, zur Befreiung Roms gekommen waren. Man machte uns auf all die Gefahren, die wir liefen, aufmerksam, aber nichts konnte uns zurückhalten — d'Oultremont besorgte die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, und ich einige Empfehlungen an Canzio, den Schwiegersohn Garibaldi's, und an Dr. Bertani, den Generalarzt der Freiwilligen. Ungestört kamen

wir bis zu der Osteria di Fonte di Papa, wo wir vor fünf Jahren jenes eigenthümliche Abenteuer hatten — und wo jetzt ein Garibaldi'scher Vorposten stand. Man arretirte uns, und auf unsere Bitte sollten wir nach Monte Rotondo escortirt und dem General vorgestellt werden. Ein Officier, welcher sich gerade in's Hauptquartier begab, übernahm es, unsere Empfehlungsschreiben dort zu übergeben — und wir folgten nach. Was mußten wir alles von den uns Begleitenden hören — die armen Teufel wußten kein Wort von dem, was in der Welt passirt, und hielten sich versichert, daß — die katholischen Monarchen ausgenommen — sie auf den Beistand aller civilisirten Länder würden rechnen können! — Gegen vier Uhr erreichten wir eine Bergflanke, wo ein Piket Freischärler aufgestellt war, die uns trotz allem nicht weiter vorlassen wollten, ehe der Befehl dazu aus Monte Rotondo gekommen sei — sie sprachen mit gar bedenklichen Mienen von französischen Spionen, welche sich in ihr Lager unter allerlei Vorwänden eingeschlichen hätten, und von denen ein paar schon aufgehängt sein sollten. Wir blieben ruhig unter ihnen — stellten unsere Feldstühle auf und begannen zu zeichnen. Zuerst wollten sie uns daran verhindern, aber wir sagten ihnen, man solle, nachdem wir beendet, die Blätter dem General Garibaldi schicken, damit er sie sich ansehe und entscheide, ob sie gefährlich seien. Wir hatten uns auch mit ein paar hundert Cigarren bewaffnet, die, mit Freigebigkeit

vertheilt, unseren Worten einen ganz eigenthümlichen Werth gaben. Kurz, wir erlangten die Erlaubniß zum Zeichnen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß unsere Stifte Flügel hatten.

Ich war eben im Begriff, an einem jungen Schäfer aus der Umgegend von Bagnorea, der sich den Freischaaren angeschlossen hatte, den letzten Strich zu machen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und ich mich unwillkürlich umsah. — Eine junge und ziemlich hübsche Bäuerin stand hinter mir, die mich mit einem schelmischen Lächeln betrachtete. Ich sah sie an und fragte sie, ob sie auch in mein Buch hineinwolle — sie meinte, sie habe dazu keine Zeit, sie müsse mit der Zia, die einen Krug trug, nach Marcigliana; ich fragte sie, ob sie denn keine Furcht habe, allein unter den Freischaaren zu sein, und erhielt die Antwort, sie ... gehöre zum Hauptquartier und man kenne sie überall — auch in Rom sei sie ganz gut bekannt, sie sei noch am vorhergehenden Tage dagewesen. Plötzlich wurde ihr Lächeln noch herausfordernder, und sie fragte:

„Was macht Ihr Freund, Signore — jener deutsche Herr, der vor fünf Jahren mit Ihnen alle Tage verkehrte?"

Ich sann nach — ich wußte nicht, wen sie meinte.

„Der," fuhr sie fort, „mit welchem Sie beide in der Osteria di Fonte del Papa arretirt wurden?"

„Kannten Sie denn den?“ fragte ich, aufspringend und d'Oultremont heranrufend.

„O gewiß,“ sagte sie lachend — „er hat mich einmal auf der Piazza di Spagna gerettet, als die Sbirren mich arretiren wollten.“

„Ja ja, ich entsinne mich,“ sagte d'Oultremont — „er hat es mir erzählt — Sie sollen ja dem Cavaliere P. zur Flucht verholfen haben.“

„Chi lo sa?“ (Wer weiß?) erwiderte sie — „ich habe ihn nur gewarnt, als er arretirt werden sollte; — aber ich kenne auch die beiden Herren . . .“

„Uns?“

„Gewiß! Ich habe Sie auf einer Reise begleitet und weiß ganz gut, was ein Tornister mit Skizzenbüchern wiegt.“

„Das verstehen wir nicht, Carina!“

„O, über Ihr schlechtes Gedächtniß. — Erinnern Sie sich denn nicht mehr der Osteria delle Pupazze, wo Sie frühstückten.—?“

„Ja, aber —“

„Und des Reisegefährten, den Sie damals zu sich nahmen?“

„Marco Longo? der Schlingel, der uns in's Gefängniß gebracht!“

„Entschuldigen Sie, Signori — wenn ich den Schlingel in Schutz nehme, denn es war . . . haha . . . denn ich war es selber.“

Sie können sich denken, lieber Freund, mit wel=

chen Gesichtern wir sie ansahen — sehr geistvoll waren sie eben nicht!

„Ja, Signori," fuhr sie fort, „der Cavaliere P. verbarg sich in einem Bauernhause — eine halbe Stunde von dem Orte, wo wir hier stehen — bei meiner Zia Annunziata — dieser hier. Es war fast unmöglich, bis zur Grenze ohne Legitimationspapiere zu gelangen; da wollte es der Zufall, daß ich bei dem Buchbinder Zambra in Via della Longara die Taschenbücher zu sehen bekam, in die Sie jene mächtigen Empfehlungsbriefe einkleben ließen, die Sie zu einer Tour nach Monte Rotondo zu gebrauchen glaubten. Da faßte ich meinen Plan — und . . ."

„Und?"

„Nun, Signori . . . hat Ihnen denn nichts gefehlt, als Marco Longo so behend zum Fenster hinaussprang, in der Scheune die bereitliegenden Frauenkleider wieder anzog und dann ruhig seiner Wege ging?"

„Wie? . . . was?" riefen wir beide . . .

„Ja," unterbrach sie uns, „ich hatte keinen andern Zweck, als den Brief Monsignor de Merode's zu nehmen — ich hätte es in der Nacht gethan, wenn man mir nicht gefolgt wäre und mich verrathen hätte. Deshalb lagen auch meine Frauenkleider in der Osteria. Es gelang mir dennoch, und der Cavaliere P. ist ganz sicher über die Grenze gekommen . . . und ist jetzt wieder in Monte Rotondo!"

„Aber diese Aufopferung Ihrerseits für den Ca-

valiere," rief d'Oultremont, „ist er Ihr Bruder, Verwandter . . .?"

„Chi lo sa?" erwiderte sie mit dem schelmischsten Lächeln von der Welt, „doch drehen Sie sich um, Signori — dort kommt noch ein Bekannter von Ihnen, den unsere Leute heute aufgefangen haben, und den der General wohl an einen Baum aufknüpfen lassen wird — der Schurke ist schon seit zehn Jahren päpstlicher Spion!"

Wir drehten uns erschreckt um . . . zwischen zwei Freischärlern kam Mr. W. dahergeschritten, den wir noch vor zwei Tagen im Cafe Greco Garibaldianische Propaganda machen hörten!

„Er ist gar kein Engländer," fuhr sie fort, „ein Irländer ist der Elende, der, aus einem Zuchthause entronnen, hier schon so viel Unglückliche gemacht hat! O, warum hat ihn mein Dolch damals nicht in's Herz getroffen!"

. . . „Ich hab' Ihnen die ganze Scene aufgezeichnet, lieber Freund — ich hatte genügende Zeit dazu; denn Abends bekamen wir einen Brief Canzio's, der uns meldete, daß wir nicht nach Monte Rotondo dürften — wir würden uns überdies bald in Rom wiedersehen! Es scheint bestimmt zu sein, daß wir nicht nach Monte Rotondo sollen!"

* *
*

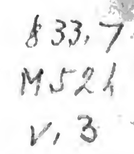
Was, seitdem dieser Brief geschrieben, geschehen ist, weiß der Leser — vielleicht wird es jetzt meinen

Freunden einmal gelingen, die schon vor fünf Jahren angefangene Fußtour zu Ende zu bringen! . . . Was mag während — und nach dem Gefechte aus jenem heldenmüthigen Mädchen geworden sein? — Man schaudert, wenn man von dem Blutbade liest, welches am 3. November in Mentana und Monte Rotondo stattgefunden hat! Wer weiß jedoch — ob dieses Blutbad nicht mehr für Italiens wirkliches Glück und endliche Einigung gewirkt hat, als Dutzende von diplomatischen Actenstücken und hochpathetischen Reden?

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.





833.7
M521
v.3

